

# Rezensionen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **26 (1932)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

---

**Schubert Hans v., Grundzüge der Kirchengeschichte.** 9. Aufl. Tübingen, Mohr. 1928. 8° VI-318 SS.

In dem gleichen Jahre, als dieses leider verspätet zur Anzeige gelangende Buch erschien, nahm der Verfasser seinen Abschied von dem Lehrstuhl der Kirchengeschichte an der protestantisch-theologischen Fakultät von Heidelberg, den er mehr als 20 Jahre innehatte. Schon früh hatte er begonnen, durch mannigfaltige Veröffentlichungen hervorzutreten. Nächst seiner große Gelehrsamkeit und Genauigkeit aufweisenden « Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter » (1917-21) hat das vorliegende Buch ihn in weiten Kreisen des protestantischen Deutschlands und darüber hinaus bekannt gemacht. Es ging aus Vorlesungen hervor und wurde ins Englische und Holländische übersetzt. Hier zeigt er seine Kunst, einen gewaltigen Stoff zu meistern und zu klarer, übersichtlicher Darstellung zu bringen. Aber das wird für uns überschattet durch die Erkenntnis, wie tief die Abgründe sind, die zwischen seiner Auffassung des Christentums und der Glaubenslehre der katholischen Kirche liegen, und welch einseitiges Bild uns von der « Kirchengeschichte » geboten wird. In der Krone des christlichen Lehrgebäudes vermischen wir den Diamant, da es an einem freimütigen Bekenntnis der Gottessohnschaft Christi fehlt. Dafür lesen wir die subjektivistische Auffassung: « Indem sich Jesus als den Gottessohn schlechthin bezeichnete in Anlehnung an einen alttestamentlichen Begriff, der seine Parallelen auch im Heidentum hat, die Sünde vergab und das Elend machtvoll hob, rückte er sich aus der Menge der Menschen in die unmittelbare Nähe Gottes » (S. 19). So fehlt auch der Glaube an die Auferstehung Christi: « Es ist die Aufgabe der historischen Forschung nicht, zu untersuchen, ob leibliche Auferstehung möglich ist oder nicht, so wenig wie es ihr gegeben ist, den Glauben an die wie immer gefaßte Auferstehung zu wecken » (S. 23). Wohl erkennt der Verfasser an: « Die erste Form, in der die christlichen Gemeinden organisiert wurden, ist die katholische Kirche » (S. 32), aber dann vernehmen wir von « folgenschwersten Geschichtskorrekturen, die sich die werdende katholische Kirche zu schulden kommen ließ » (S. 44). Die erste sei die « Fiktion » gewesen, daß die zwölf Apostel Bischöfe zu ihren Nachfolgern eingesetzt hätten, die zweite, daß von den Bischöfen alle andern ordines ihre Würde hätten (S. 53). Der eigentliche Sinn des Abendmahls sei in der Messe « verzerrt » worden (S. 102). Die großen Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum werden als Gegensätze zwischen Romanisierung und Germanisierung dargestellt. Welche Bedeutung der politische Anschluß Mittelitaliens mit dem Papsttum an das Abendland hatte, verkennt der Verf. durchaus, und infolge dessen kann er sich auch von der Anschauung nicht losmachen, daß der Gedanke der

Kaiserkrönung von Karl d. Gr. ausgegangen sei (S. 142), wie er auch Heinrich III. einen Vorwurf daraus macht, daß er die Reformrichtung der Kirche gefördert habe, statt es zu beklagen, daß Heinrich IV. durch sein mangelndes Verständnis für diese Reformbewegung der kaiserlichen Würde als Schutzmacht des Christentums ihre ideale Auffassung nahm. Luther wird Christus gleichgestellt, da « die Zurückführung des Christentums zu seinen ursprünglichen einfachen Formen aus dem verborgenen Seelenleben des Einen Luther hervorgegangen » sei (S. 191), und so sei mit Luther « die zweite klassische Periode des Christentums » zu beginnen (S. 195). Von der Blüte der katholischen Kirche und Kultur in der Barockzeit nimmt er keine Notiz, und so suchen wir auch vergeblich nach einem Michelangelo, Philipp v. Neri, oder einer hl. Theresia, einem Franz von Vittoria, Vinzenz von Paul, Mabillon oder Abraham a S. Clara. Hingegen sieht Verf. in den Zeiten der Aufklärung einen « geradezu überwältigend brausenden Strom endlich der Fesseln lediger geistiger Kräfte » (S. 210). Mit noch größerer Verwunderung lesen wir, daß der « jesuitische Katholizismus » verantwortlich zu machen sei für die französische Revolution (S. 234). Die Bildung des Zentrums in Deutschland wird natürlich bedauert und nach einer sonst längst aufgegebenen Formel von seinem gefährlichen Bund mit Polen und Franzosen gesprochen (S. 282). In dem letzten, für diese Auflage neu geschriebenen Abschnitt erscheint allerdings bisweilen die katholische Kirche in neuem Lichte. Die neue Kodifikation des kanonischen Rechts von 1917 wird als « meisterhafte Leistung » bezeichnet, die erst die Krönung der römisch-katholischen Aufbauarbeit inmitten der modernen Kultur darstelle (S. 300). Und im Zusammenhang damit finden wir den Satz: « Es ist kein Zweifel mehr, daß Roms Stern heute leuchtet wie seit lange nicht. » Für die protestantische Kirche der Gegenwart sieht Verf. nach dem Aufkommen der « Ritschlianer » vornehmlich Lichtpunkte in den Einigungsbestrebungen, wie sie besonders auf dem Stockholmer Kongreß in die Erscheinung traten. Wir bedauern es, daß der Verf. nicht die noch gemeinsamen Aufgaben für alle diejenigen, die sich Christen nennen, wenigstens in den Schlußsätzen hervorheben konnte. Damit hätten diese Grundzüge der « Kirchengeschichte » neben allen Klüften doch noch eine schmale Brücke aufgewiesen.

G. Schnürer.

---

**Josef Hecht. Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes von seinen Anfängen bis zum Ausklingen.** 1. Band: Analyse der Bauten, mit 639 Abbildungen auf 261 Tafeln. Frobenius A. G. Basel 1928.

Eine Reihe von Gründen, die hier nicht zur Erörterung stehen, haben die vorliegende Besprechung immer wieder verzögert. Vielleicht hat aber diese Verspätung doch auch ihr Gutes. So viele Bücher, auch wissenschaftliche Arbeiten, verlieren das Interesse, sobald die ersten paar Monate nach ihrem Erscheinen verflossen sind. Die wachsende zeitliche Entfernung läßt sie immer kleiner und relativer erscheinen, bis schließlich niemand mehr von ihnen spricht. Ganz anders bei Hecht. Das ist wirklich ein Werk,

das man jedesmal mit größerer Freude und größerem Gewinn zur Hand nimmt. Auf dem Gebiet der Kunstgeschichte, wo in den letzten Jahren so viel blendende neue Theorien emporgeblüht sind, wo die subjektive Einstellung des Historikers oft zu sehr sich den Anschein von absoluter Autorität gibt, ist es besonders wohltuend, ein modernes Werk zu studieren, das ganz sachlich, ganz exakt arbeitet und gerade deswegen auch ganz neue Resultate findet.

Das Bodenseegebiet bildet vor allem im Mittelalter eine kulturelle Einheit. Das vorliegende Werk kommt deshalb nicht bloß in den Partien, die schweizerische Kirchenbauten behandeln, sondern in seiner Gesamtheit für uns in Betracht. Der erste Band untersucht die einzelnen Bauten, indem er sie anhand der baulichen Überreste, sowie aller auffindbaren schriftlichen Quellen und Zeugnisse auf das genaueste analysiert. Eine gewissenhafte Kleinarbeit wird hier geleistet, wie wir sie sonst fast nur beim altklassischen Philologen voraussetzen. Für die innere Einstellung des Verfassers ist es bezeichnend, daß er es wagt, seiner wissenschaftlichen Untersuchung als Motto « das Lebensprogramm des romanischen Menschen », den Satz: « Omnia in Dei gloriam » voranzustellen.

Die glänzende Reihe der Untersuchungen wird eröffnet durch die Baugeschichte des Klosters St. Gallen. Der berühmte St. Galler Klosterplan ist zwar schon häufig mehr oder weniger wissenschaftlich behandelt worden. Gerade hier zeigt Hecht, daß ein eindringendes Studium vor allem auch der chronikalischen Quellen überraschende neue Erkenntnisse erschließt, so vor allem für die ursprüngliche Anlage der Krypta, die Zusammenhänge des Planes mit den Kirchen der Reichenau und, was wohl am wichtigsten ist, er leistet den schlüssigen Nachweis, daß Abt Gozbert von St. Gallen tatsächlich genau nach dem sogenannten « Idealplan » gebaut hat mit einer einzigen größeren Abweichung. Sehr wertvoll sind auch die Resultate bezüglich der Otmarskirche und ihrer Krypta, die im wesentlichen heute noch unter dem Hochaltar der St. Galler Kathedrale erhalten ist. Auch für die weitere Baugeschichte der Klosterkirche, sowie für St. Otmar und St. Mang (Magnus) ergeben sich aus den chronikalischen Quellen neue Einsichten.

Sehr eingehend und gründlich handelt Hecht über die Kirchen der Reichenau und über die verschiedenen romanischen Bauten in der alten Bischofsstadt Konstanz. Nirgends mehr als hier bekommt man den Eindruck, daß der Verfasser bei diesen Bauten jeden Stein untersucht hat, daß er auch scheinbar ganz nebensächliche Kleinigkeiten seinem Gedanken-gang einzubauen versteht.

Schweizer Boden betritt der Forscher wieder mit der Baugeschichte des ehemaligen Benediktinerklosters Stein am Rhein, wo er durch scharfsinnige Deutung aller dokumentarischen Nachrichten und des heutigen Baubefundes eine überzeugende Rekonstruktion des ursprünglichen Raumes gewinnt und sie in den großen Zusammenhang der kluniazensischen Bauart stellt.

Noch überraschender sind die Ergebnisse der umfangreichen Forschungen über die Kirchenbauten des Salvator- oder Allerheiligenklosters in Schaffhausen. Hecht kann sich hier auf das glänzend dargebotene

Material stützen, das die von Dr. Sulzberger, dem Konservator des Schaffhauser Museums, geleiteten, umfangreichen Ausgrabungen seit 1921 zutage gefördert haben. Zwei Forscher von gleicher Sachkenntnis, gleicher Genauigkeit und Ausdauer haben sich hier die Hand gereicht, um uns in lückenloser Folge die ganze, äußerst interessante Baugeschichte der mittelalterlichen Kloster- und Kirchenbauten mit großer Einläßlichkeit und absoluter historischer Treue zu erzählen. Wer das Glück gehabt hat, unter persönlicher Führung dieser beiden Autoritäten die heutige Anlage zu studieren, staunt noch mehr beim Lesen der gründlichen Darstellung von Hecht, daß wirklich aus dem Zustand der Überreste, zusammen mit den schriftlichen Zeugnissen soviel sicheres Wissen ermittelt werden kann.

Neben den zahlreichen Klosterkirchen behandelt Hecht noch eine Reihe von Landkirchen im Hegau, im Linz- und Schussengau, im Rhein- und Thurgau, darunter St. Martin in Arbon, St. Johann auf Burg und St. Gallus in Oberstammheim.

Wir haben bisher nur vom Text des vorliegenden Werkes gesprochen. Zu seinem besseren und tieferen Verständnis sind aber ganz wesentlich notwendig die überaus zahlreichen Abbildungen, seien es Photographien, seien es Grundrisse, Aufrisse, Rekonstruktionen, Skizzen einzelner Bauglieder etc. Es kann dem Verfasser und dem Verlag nicht genug gedankt werden für diese Beigaben, die uns erst den richtigen Begriff von der peinlichen Kleinarbeit des Verfassers ermöglichen. All seine Angaben beruhen auf genauesten Messungen, er verschmäht es nicht, auch das bloße Mauerwerk photographisch wiederzugeben und kommt gerade auf diesem Weg zu seinen interessantesten Entdeckungen. Sehr lehrreich ist auch ein Vergleich der Grundrisse von Hecht mit denjenigen der gleichen Bauten in andern wissenschaftlichen Werken oder gar in Handbüchern: da erst kann man den Wert genauer Arbeit gebührend würdigen.

Was vorliegt, ist ein erster Band: er bietet fast ausschließlich Analysen. Die Synthese — und sie wird großartig werden — ist einem zweiten Bande vorbehalten. Die schwierigen Verhältnisse, die geringe Absatzmöglichkeit eines so umfangreichen wissenschaftlichen Werkes haben aber das Erscheinen des Schlußbandes ernstlich in Frage gestellt. Uns scheint, es wäre ganz unverantwortlich, wenn man es geschehen ließe, daß ein solches Monumentalwerk gerade an der Stelle abgebrochen würde, die für eine einzigartige Vollendung sicherste Garantie bietet. Der Absatz des ersten Bandes wird wohl maßgebend sein für die weitere Fortführung der Publikation. Darum die dringende Aufforderung an alle Interessenten, die Auslage nicht zu scheuen: das Buch hat bleibenden Wert und kann vom Historiker und Kunstgeschichtler des Mittelalters nicht entbehrt werden: jeder Freund der schweizerischen und der Klostergeschichte wird voll auf seine Rechnung kommen.

Dem gelehrten und selbstlosen Forscher aber, dem feinsinnigen und tüchtigen Architekten, der uns dieses Werk geschenkt, können wir nur wünschen, daß es ihm vergönnt sei, die schönsten Ergebnisse in seiner groß angelegten Synthese recht bald veröffentlichen zu können.

Stift Einsiedeln.

P. Leo Helbling O. S. B.

**L. v. Pastor. Geschichte des Pápste, XIV. Band : Geschichte des Pápste im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus von der Wahl Innozenz' X. bis zum Tode Innozenz' XII. (1644-1700.) 1.-7. Aufl. I. Abt. : Innozenz X., Alexander VII., Klemens IX. und X. (1644-1676) (xviii-666 S.) Herder, 1929. 18 Mk. ; reliure toile : 22 Mk.**

Pastor avait déclaré en 1924, lorsqu'il eut atteint ses 70 ans, vouloir supprimer à l'avenir, dans son Histoire des Papes, tout ce qui n'était pas indispensable, afin de pouvoir conduire son œuvre jusqu'au terme qu'il s'était assigné. S'il s'était étendu davantage sur certains pontificats antérieurs, jusqu'à consacrer un volume entier à tel ou tel pape, c'était, disait-il, parce que la Papauté de l'époque moderne se trouvait alors à son apogée. De fait, l'auteur a, cette fois-ci, condensé un peu plus que d'habitude son sujet, puisque, dans ce volume de 660 pages (la publication des documents est renvoyée au tome suivant), il nous présente quatre papes, dont deux ont régné plus de dix ans : Innocent X et Alexandre VII, qui, de ce fait, sont mieux connus. Le dernier, Clément X, est au contraire plus effacé ; quant à Clément IX, qui n'a régné que deux ans, Pastor n'hésite pas à dire qu'il a malheureusement eu peu de chance, mais qu'il est incontestablement l'un des meilleurs papes que l'on connaisse.

Le présent volume a encore été écrit tout entier de la main de Pastor lui-même, sauf l'introduction et deux petits chapitres de la vie d'Alexandre VII, consacrés au rôle de ce pape vis-à-vis de la science, à ses constructions profanes et aux remaniements d'églises secondaires qu'il fit entreprendre à Rome. C'est le P. Kneller, de Munich, qui, utilisant des notes laissées par l'auteur, a rédigé ces pages, tandis que c'est un travail du professeur Schmidlin, de Munster, qui a servi de base à la plupart des chapitres consacrés à l'histoire des missions.

Les papes dont Pastor raconte ici l'histoire ne réussissent pas encore à se dégager de l'influence de leur famille. Innocent X se laisse trop souvent littéralement conduire par sa belle-sœur, l'intrigante Olympia Maidalchini, qui, naturellement, exploite cette situation pour s'enrichir, et qui, à la mort du pape, refuse de payer son cercueil ! Alexandre VII se montre sourd, tout d'abord, aux sollicitations faites auprès de lui par des neutres en faveur de sa parenté ; il cède dans la suite, mais sans aller aussi loin que son prédécesseur. Clément IX brise du moins avec la coutume de doter des membres de sa famille aux frais de la caisse de l'Etat pontifical. Enfin, sous Clément X, c'est un de ses neveux, le cardinal Altieri, homme du reste très digne, qui dirige, vu l'âge avancé du pape, la politique du Saint-Siège.

Pendant le règne d'Alexandre VII, Christine de Suède, la fille de Gustave-Adolphe, se convertit au catholicisme. Le chapitre consacré à cette curieuse princesse et à sa vie mouvementée est l'un des plus intéressants du volume.

C'est sous Innocent X que fut conclu le traité de Westphalie, que les efforts du représentant du Saint-Siège, Fabio Cighi, le futur Alexandre VII, et les protestations du pape ne réussirent pas à rendre moins défavorable

aux catholiques d'Allemagne et moins préjudiciable à la poursuite des résultats obtenus jusqu'alors par la Contre-réforme. La France a passé au premier rang parmi les nations européennes. A Richelieu qui, lui du moins, s'intéressait aux progrès de la vraie foi, a succédé Mazarin, que le problème religieux laisse plus indifférent. Pastor n'est pas tendre pour lui, ni pour Louis XIV. Au sujet de l'incident des soldats corses — protestation qui a dépassé de beaucoup la mesure, il le reconnaît, mais qu'avait provoquée l'attitude du personnel du duc de Créqui, ambassadeur à Rome du roi très chrétien — il échappe à l'auteur, bien qu'il ait parfaitement raison quant au fond, quelques expressions un peu dures pour Louis XIV. Ses représentants étaient parfois, il est vrai, singulièrement arrogants : la très pénible altercation qui eut lieu entre le duc d'Estrées et Clément X en est un exemple significatif (p. 645). On est du moins heureux de constater que, lors de la guerre projetée contre le pape par la France à la suite de la regrettable affaire de soldats corses, alors que l'Espagne avait dû autoriser le passage par Milan des troupes françaises et que Venise, puis Florence dans la suite, firent les mêmes concessions, les Suisses, eux du moins, refusèrent : Alexandre VII les avait instruits des mesures de violence qui se préparaient contre lui, tandis que Louis XIV, de son côté, eut le sans-gêne d'écrire aux cantons catholiques que, loin de vouloir attaquer le Saint-Siège, il était prêt, au contraire, à verser pour lui tout son sang !

A Rome s'achève la transformation, commencée sous Urbain VIII, de la Ville éternelle dans le sens d'une adaptation de plus en plus complète au style baroque. Innocent X aménage la place Navone, où se voit encore, à gauche de l'église de Sainte-Agnès, le palais qu'il habitait comme cardinal ; et au milieu de ce vaste ovale, il fait ériger par Le Bernin la célèbre fontaine des quatre fleuves, qu'il s'agissait, selon la volonté du pape, de surmonter d'un obélisque. Ce fut le retour en grâce définitif de l'artiste dont le renom avait souffert, au début du pontificat, alors qu'il avait fallu, par mesure de précaution, supprimer la tour qu'il avait élevée sur l'aile gauche de la façade de Saint-Pierre. Sous Alexandre VII, le même artiste érigea, à l'intérieur de l'église, au fond de l'abside, le monument de bronze destiné à abriter la chaire de bois dite de saint Pierre, enfermée dans un trône que supportent les quatre plus célèbres docteurs de l'Eglise ancienne ; mais surtout il créa, devant la basilique, la fameuse colonnade qui lui sert comme de portique et qui mettait un terme aux gigantesques travaux entrepris à Saint-Pierre depuis l'époque de Jules II.

Par trois fois, soit pour chacun des pontificats étudiés, sauf celui de Clément X, l'auteur aborde la question des rites chinois. Son exposé a été critiqué de divers côtés par des spécialistes de l'histoire des missions. De même tout le monde ne sera pas d'accord avec ce qui est dit du probabilisme, présenté comme un système essentiellement humain, laissant aux ascètes le soin de conduire à une perfection plus grande ceux qui y aspirent, « mais qui, par là même qu'il trace exactement la limite de ce qui est rigoureusement obligatoire, ouvre le champ où trouvera à s'épanouir librement la générosité des âmes qui veulent aller au delà » (p. 481).

Plus de 200 pages sont consacrées à l'histoire du jansénisme. C'est

dire combien le récit entre dans les détails, puisque tout le début de la crise a été rapporté dans le volume précédent, et que celui-ci ne nous conduit que jusqu'au début de la période d'accalmie qui suit la paix clémentine. L'auteur résume les travaux classiques sur ce sujet, de telle sorte que l'interprétation qu'il en donne est celle qui est devenue traditionnelle parmi les catholiques. Nous nous permettrons cependant quelques réserves. A plus d'un endroit de son exposé (pp. 255-56, 267, 417), on est un peu étonné de rencontrer un éloge, sans doute mérité, mais pour le moins inattendu, de la Compagnie de Jésus. Revenant sur une idée déjà exprimée au tome XIII au sujet des jansénistes, Pastor, cette fois-ci avec plus de raison, semble-t-il, souligne, comme caractérisant Pascal et l'opposant à saint Ignace et aux Jésuites, son impressionnabilité vis-à-vis des élans et des intuitions du cœur, où il n'hésitait pas à reconnaître la voix de Dieu (p. 434). C'est un peu ce qu'a écrit Henri Brémond : la clef de l'auteur des *Pensées* c'est de croire le surnaturel objet d'expérience. Dans ces pages consacrées à Pascal, le ton s'élève un peu. On croirait entendre les protestations des casuistes que visaient les *Provinciales*, éprouvant, encore aujourd'hui, le besoin de se défendre ; c'était superflu, surtout dans des pages d'histoire. L'auteur ne tranche pas la question de savoir si Pascal est mort janséniste. Il se contente (p. 433, n. 2) de citer, pour l'affirmative, Aug. Gazier — témoignage suspect, qu'on aurait donc pu omettre — et, en sens contraire, Monbrun, J. Chevalier, E. Jovy, puis quelques autres auteurs encore, qui se sont occupés de la question plutôt en passant, et dont l'appréciation aurait pu être avantageusement remplacée par celle de Pascalisants plus autorisés. Enfin, partageant, il est vrai, ici la manière de voir habituelle au sujet des origines de la paix clémentine, l'auteur nous montre le nonce Bargellini se laissant prendre aux promesses et aux explications plus ou moins fallacieuses des quatre évêques jansénistes et mettant de la sorte le pape en assez sottise posture. On a un peu de peine de s'expliquer, en pareil cas, que Clément IX, qui n'était pas sans deviner ce qui s'était passé, tout en refusant, intentionnellement, dans son bref de 1669, d'émettre des doutes sur la sincérité de la signature des quatre évêques incriminés, se soit montré aussi conciliant, alors qu'on aurait attendu, au contraire, de sa part, comme réaction, des mesures plus énergiques contre Arnauld, Pavillon, Caulet et leurs deux collègues. « On a cru souvent, écrit G. Goyau, qu'ils trompaient à demi, tous ensemble, le pape Clément IX ; on hésite à le redire, depuis les recherches de Claude Cochin. Il semble bien que le pape, en pleine connaissance de cause, consentit à ce qu'à la faveur d'un silence respectueux Pavillon et ses confrères pussent continuer de croire à la pureté personnelle des intentions de Jansénius, pourvu qu'ils admissent, définitivement, que les cinq propositions répondaient exactement au sens du livre signé Jansénius. » Quoi qu'il en soit de ces quelques remarques, on saura gré à l'auteur de s'être donné la peine, surtout dans cette longue question du Jansénisme, de condenser les nombreuses études parues, en y ajoutant, comme de coutume, des renseignements puisés aux archives secrètes du Vatican.

L. Wæber.



**Dr. Emil Clemens Scherer. Die Kongregation der Barmherzigen Schwestern von Strassburg.** Ein Bild ihres Werdens und Wirkens von 1734 bis zur Gegenwart, bei Butzon u. Bercker, G. m. b. H. Kevelaer (Rhld.). 1930.

Das Werk ist mit großem Fleiß, Verständnis und Liebe gearbeitet und kann von niemandem, der sich mit dem Wirken der Barmherzigen Schwestern befassen will, umgangen werden. Von den bescheidensten Anfängen bis zur höchsten, jetzigen Entwicklung wird an Hand von genauen Statistiken die Entstehung jeder einzelnen Niederlassung dargestellt, ja selbst zeitweise Verweltlichung wird nicht verheimlicht. Die an und für sich einförmig werdende Darstellung wird durch Wiedergabe von gehaltvollen Predigten und historisch wertvollen Dokumenten unterbrochen und mit vielen erläuternden Illustrationen ausgeschmückt.

In der Schweiz konnte, trotz verschiedenen Versuchen von seiten des Ortspfarrers von Einsiedeln, die Kongregation keinen festen Fuß fassen.

Sr. *Iniga Feusi.*

**G.-A. Bridel et D<sup>r</sup> E. Bach. Lausanne. Promenades historiques et archéologiques.** 208 p. Payot, Lausanne 1931.

Ce petit volume sur Lausanne débute par une introduction historique due à la plume de M. Maxime Reymond, qui a su résumer en 20 pages les 20 siècles d'histoire de la ville de Lausanne, depuis les temps de la pré-histoire jusqu'à nos jours. M. Dubois, en quelques mots, nous dit ce que furent et ce que sont maintenant les armoiries de Lausanne. Puis ce sont les promenades proprement dites à travers Lausanne et dans la banlieue. Manière originale de raconter tout ce que la ville renferme d'intéressant, et cela pour le plus grand plaisir du lecteur qui ne se lasse pas. Partant du centre de la ville, M. Bridel le mène jusqu'à la périphérie en lui signalant tout ce qu'il y a de remarquable sur les gens, les dates et les choses. Chaque promenade est illustrée de vignettes, inédites pour la plupart et remarquables de netteté. Les monuments sont étudiés chacun dans le détail par le D<sup>r</sup> Bach. C'est d'abord la cathédrale : étude concise, mais complète cependant du monument. L'auteur se sert de divers travaux, entre autres ceux de Dupraz et de Reymond. Signalons deux erreurs à la page 107 : le D<sup>r</sup> Bach semble faire coïncider l'abdication de Félix V avec la fin du grand Schisme. Quelques lignes plus bas, il dit que les indulgences furent prêchées à la cathédrale en 1515. On en aura promulgué certainement bien plus tôt, car c'est au XI<sup>m</sup>e siècle déjà que les premières indulgences apparaissent. A la page 129, en parlant des tableaux des stalles, l'auteur dit : « La Vierge à l'Enfant, *adorée* de chaque côté par deux groupes de personnages. » La Vierge n'a jamais été adorée par les catholiques : il fallait dire *vénérée*.

Puis M. Bach nous parle de St-François, du Château St-Maire, de l'Evêché et de l'Hôtel de Ville. Tous ces monuments sont étudiés avec soin, et les simples curieux comme les gens les plus instruits trouveront

dans ces pages tout ce qu'il est utile de savoir sur ces anciens édifices. Le Dr Bach nous fait connaître en outre les églises de St-Sulpice et de Pully et l'abbaye de Montheron.

Enfin, ce sont les musées et les bibliothèques qui sont présentés, chaque fois avec une petite introduction historique et une foule de détails intéressants.

Ce petit volume, précis et soigné, sera nécessaire à tous ceux qui veulent étudier le passé de Lausanne et même à ceux qui croient déjà connaître la ville.

B. Serra.

**Festgabe für Bundesarchivar Heinrich Türlér**, Prof. Dr. h. c., zu seinem 70. Geburtstag dargeboten vom Historischen Verein des Kt. Bern und Freunden des Jubilars. (Archiv d. Hist. Vereins Bern, XXXI. Bd., I. H. 1931) xxvi-241 S. Bern, P. Haupt, geh. Fr. 10.

Die mit einem ausgezeichneten Bild des Jubilars nach einem Porträt von Hans von Matt ausgestattete Festschrift unseres Bundesarchivars weist eine Reihe von bemerkenswerten Aufsätzen auf, die über den Rahmen der bernischen Geschichte hinausgreifen. Hervorgehoben seien zunächst jene Aufsätze, die dem Arbeitsgebiet dieser Zeitschrift nahestehen. Léon Kern (Bern) teilt in seinem Artikel: « Un incendie du prieuré de Payerne en 1235 ou 1236 » einen Ablaßbrief des Bischofs von Basel mit, aus welchem der Brand des Priorates als feststehende, bisher unbekannte Tatsache hervorgeht. Dabei dürfte freilich die Kirche nicht zerstört worden sein, wie der Verfasser im Hinweis auf den Ausdruck « monasterium » wohl zu Recht vermeint. Rich. Feller (Bern) behandelt in einer kurzen, formell ausgezeichnet geschriebenen und sehr anregenden Studie « Die Anfänge des Täuferturns in Bern ». Mit erfreulicher Objektivität, die Schwierigkeiten nicht verkennend, sucht der Verfasser in die Denkweise der Täufer einzudringen. Nach guter Formulierung der Unterschiede zwinglischen und täuferischen Glaubens kennzeichnet er in Kürze die Frühgeschichte der bernischen Täuferbewegung. Auch für Bern ist durchaus Zürich maßgebend gewesen. Kennzeichnend dürfte im allgemeinen sein, daß die Bewegung von Städten ausgeht und hernach auf das Land übertragen wird, die Führer gut gebildet sind und besseren Volksschichten angehören. Mit der Verbreiterung der Bewegung aber ändert sich notwendigerweise dieses Bild. — Der politischen Geschichte gehören mehrere Aufsätze an. Tr. Schieß (St. Gallen): « Die Gültigkeit königlicher Privilegien und der Schwyzer Freiheitsbrief » beantwortet in sachlichen Ausführungen die durch K. Meyer in Zürich aufgeworfenen Fragen dahin, daß ein königliches Privileg an sich Gültigkeit behielt, solange es nicht widerrufen oder sonst abgeändert wurde, daß aber andererseits die Könige sich nicht unbedingt daran gebunden glaubten. Sehr berechtigt ist schließlich die weit wichtigere Frage des Verfassers, ob Grafschaft oder Vogtei die Grundlage der habsburgischen Rechte gebildet hat. Hans Nabholz (Zürich) berichtet über « Eine Eidgenossenschaft in der Dauphiné », wobei sich mehrfache treffliche Analogien zur Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft ergeben. Rob. Durrer (Stans): « Die Bundeshilfe Luzerns und Unterwaldens für Bern und Solo-

thurn im Frühjahr 1798» deckt die Divergenzen der politischen Auffassungen vor allem zwischen Luzern und Bern auf und macht sie durchaus mit Recht verantwortlich für die klägliche Haltung der eidgenössischen Orte in jenen kritischen Tagen (gegenüber älterer Darstellungsweise, die es liebte, bei solchen Gelegenheiten stets auf die «verknöcherten Bundesformen» zurückzugreifen). — Der übrigen Aufsätze Inhalt sei kurz hervorgehoben, ohne daß ihre zuweilen weitläufigen Titel angeführt werden. Victor van Berchem (Genf) gibt Mitteilung der Berichte des Genfer Gesandten Ami Girard in Bern und Freiburg über die Unruhen im Berner Oberland im Zusammenhang mit seinen vergeblichen Bemühungen in Bern und Freiburg um Hilfe gegen Savoyen. Heinr. Dübi (Bern) verweist zwei Walliser Volkslieder über die Schlacht auf der Planta in die Jahre 1475–76. Wirtschaftsgeschichtlich bemerkenswert sind der Aufsatz von Fr. E. Welti (Kehrsatz) über einen Berner Zinsrodel vom Jahre 1446 (Nachweis der wirtschaftlichen Bindungen Berns in der Zeit des Toggenburger Erbstreites), sowie jener von W. Merz (Aarau), der die wirtschaftliche Organisationsform der Steckhöfe im bernischen Aargau erörtert. Rechtsgeschichtlich sind diese Ausführungen insofern bemerkenswert, als die Steckhöfe auch die Bildung politischer Gemeinden bewirkt haben. P. Ignaz Heß (Ingenbohl) schildert in «Rechtsgeschichtliches aus Engelberg», ausgehend von einer Verkaufsurkunde des XVII. Jahrhunderts, ein Rechtsverhältnis, das in Nichtachtung der Urkunde beinahe in einen Prozeß hineingeführt hätte, während der bekannte Genealoge Aug. Burckhardt (Basel) nachweist, daß die Nachrichten über einen Zusammenhang der Herren von Eberstorf mit den Grafen von Tierstein nicht haltbar sind. Hans Morgenthaler (Bern) gibt ein für die lokalen Verhältnisse interessantes topographisches Bild der Entwicklung der Marziliinsel in Bern. In üblicher Weise beschließt eine dankenswerte Zusammenstellung der Veröffentlichungen des Jubilars von W. J. Meyer (Bern) die reichhaltige wissenschaftliche Gabe.

O. Vasella.

---

**Die Anfänge des Klosters Disentis.** «Quellenkritische Studien.» Freiburger Dissertation von **Iso Müller.** (Sonderabdruck aus dem Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden. Bd. 61. Jahrgang 1931.)

Gegenüber einer im wesentlichen erst in der Barockzeit formulierten Tradition von der Gründung des Klosters Disentis durch einen irischen Kolumbanschüler Sigisbert, von seiner Zerstörung durch die Avaren im Jahre 670, von seiner Wiederherstellung durch den Bischof Ursicinus und Karl Martell um 720, geht Iso Müller auf die primären Quellen zurück. Als solche kommen in erster Linie die karolingischen Verbrüderungsbücher und das Kirchenschatzverzeichnis in Betracht. Freilich hat sich von einem eigenen Disentiser *liber vitae* keine Spur erhalten. Die Rekonstruktion der ältesten Mönchslisten von Disentis ist infolgedessen nur mit Hilfe der Konfraternitätslisten von Reichenau, St. Gallen und Pfävers möglich.

Diesen Wiederherstellungsversuch unternimmt der Verfasser mit großem Geschick und legt, gestützt auf das Reichenauer Verbrüderungsbuch und auf das Tellotestament, mit guten Gründen dar, daß erst um die Mitte des VIII. Jahrhunderts in der Landschaft Disentis ein eigentliches Kloster gegründet worden ist, als dessen erster Organisator und Abt Ursicinus zu gelten hat. Es leuchtet ferner ein, daß die mit « De Ghanginpach » überschriebenen Kolumnen von Mönchsamen im liber vitae von St. Gallen dem Kloster Disentis zuzuweisen sind. Allerdings läßt die fragmentarische Überlieferung keinen unmittelbaren Anschluß der Namen von St. Gallen an die aus der Reichenau zu. Indessen glaubt der Verf. einen solchen an die in dem Verbrüderungsbuche von Pfävers verzeichneten feststellen zu können, freilich nur mit Hilfe einiger keineswegs streng zu beweisender Voraussetzungen. Er kommt damit zu dem Ergebnis, daß die St. Galler Liste rund 850 abgeschlossen ist und die von Pfävers auf 880–885 anzusetzen ist. Im allgemeinen aber ist die Kritik der Namenslisten und ihre Auswertung erfreulich vorsichtig und besonnen. Verf. ist sich bei dem Abdrucke der gesicherten Disentiser Namen vollauf bewußt, daß er damit keine lückenlose Disentiser Mönchsliste geben kann. Zu ihrer behutsamen namensgeschichtlichen Ausdeutung werden umsichtig die in Betracht kommenden anderweitig festliegenden Tatsachen herangezogen. Entsprechend ist auch der kritischen Säuberung der Überlieferung vom Sarazeneinfall und der Interpretation und dem zeitlichen Ansatz des Kirchenschatzverzeichnisses zuzustimmen. Hat der Verf. entgegen der Tradition die Gründung eines eigentlichen Klosters Disentis um fast 1 ½ Jahrhunderte heruntergesetzt, so läßt er doch die vorhergehende Existenz zweier Asketen am gleichen Orte gelten und stützt sich hierbei auf die nicht leicht zu deutenden Darstellungen des Plazidus-Sigisbert-Sarkophags, der in der Zeit der Sarazenennot um 940 nach Zürich geflüchtet wurde. Aus andern, für die Verbreitung des Kultes der beiden Genannten zur Verfügung stehenden Quellen nimmt er als wahrscheinliches Jahr dieser Translation 936, als wahrscheinlichen Tag der Rücktranslation von Zürich nach Disentis den 30. Juli an, während er als Martyriumstag den 11. Juli und als Anhalt für die Lebenszeit der beiden Männer das Jahr 720 ansehen möchte. — Wenn man sich auch nicht in allen Einzelheiten dem Verf. anschließen kann, so liegt doch eine Arbeit vor, die von musterhaftem Fleiße, von einer gesunden Kritik gegenüber der Überlieferung zeugt, eine Arbeit, welche die in Frage kommenden Quellen restlos heranzieht, mit Scharfsinn ausdeutet und die Ergebnisse in gefälliger Form darbietet.

*H. Foerster.*

---

**M. Heyret. P. Markus von Aviano, O. M. Cap.** Apostolischer Missionär und päpstlicher Legat beim christlichen Heere. Zur Erinnerung an die dritte Jahrhundertfeier seiner Geburt. Lexikonformat. 476 S. Mit 8 Einschaltbildern und einem Titelbild. J. Kösel u. Fr. Pustet, München.

Vorliegende Biographie des P. Markus von Aviano dürfte für jeden Historiker von großem Interesse sein. Wegen des reichen Inhaltes und der

kritisch exakten Bearbeitung des unabsehbaren Stoffes, welcher dem Werke zugrunde liegt, verdient die Markus-Biographie in historisch orientierenden Zeitschriften möglichst vielen Geschichtsfreunden empfohlen zu werden. Weil M. Heyret auch ein gutes Stück Schweizergeschichte in ihrem Werke mithineinverwoben hat, soll diese neue Lebensbeschreibung auch in dieser Zeitschrift besprochen werden.

Wie der Titel besagt, steht Markus von Aviano als apostolischer Missionär und päpstlicher Legat vor uns. Mit diesem Thema befassen sich von den 19 Kapiteln nicht weniger als 13. Die ersten 5 Kapitel haben Familie und Kindheit, Studienjahre, Ordenseintritt und die ersten Ordensjahre zum Gegenstand. Hier wird in charakteristischen Zügen das Kapuzinerideal des jungen Markus herausgemeißelt, ein Einblick in die Tiefe seines gottseligen Innenlebens gewährt. Damit weist Verfasserin auf das Fundament hin, auf welchem sich die spätere ausgedehnte Wirksamkeit nach außen aufbaut.

Die beiden Aufschriften: « Der Prediger » und « Auftauchende Widersprüche » leiten über zum Hauptthema: « P. Markus, apostolischer Missionär und päpstlicher Legat ». Der Missionär steht vor uns auf den großen Missionsreisen vom Jahre 1680 und 1681. Auf der ersteren besucht der Pater von Aviano Tirol, Salzburg, den kaiserlichen Hof (damals zufällig in Linz), Pfalzneuburg, den Kurfürstenhof zu Köln und Augsburg. Die Missionsreise von 1681 soll Paris, Brüssel, Spanien, den Niederlanden, Schottland, Westfalen und der Schweiz gelten. Dieser großartig angelegte Missionsplan wird freilich nur teilweise verwirklicht. Auf Befehl des Königs Ludwig XIV. bleiben P. Markus die Tore von Paris verschlossen. Derselbe Fürst vereitelt durch seine Verweigerung des Durchreisepasses die Spanienmission. Nur geplant und nicht ausgeführt bleibt der Besuch Schottlands. Dafür erfreuten sich die Niederlande, Westfalen und die Schweiz um so schneller des durch seine Benediktionen überall wunderwirkenden Apostels. Eine solch segensreiche Tätigkeit erwarb dem schlichten Kapuzinerpater in kurzer Zeit bei kirchlichen und weltlichen Würdeträgern, bei Papst, Kardinälen und Bischöfen, beim Kaiser, bei Königen und Herzögen höchstes Ansehen.

Das war eine gute Vorbereitung für die Legationstätigkeit beim christlichen Heere zur Zeit der Türkenkriege. In Europa weit bekannt und anerkannt, kann Markus tatkräftig eingreifen beim Zustandekommen der heiligen Liga, des europäischen Bollwerkes gegen den gewaltigen Türkenfeind. Eine erschöpfende Darstellung gibt dem Leser allseitigen Aufschluß über die Legationstätigkeit des P. Markus beim christlichen Heere. Da haben wir mehr als eine bloße Registrierung der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz. Verfasserin setzt sich beherzt mit bis anhin noch dunkeln und doch so einschneidenden Fragen auseinander. Es wird die Hauptfrage einer eingehenden Prüfung unterzogen: Wer hat die Entscheidung gebracht? Ob Starhemberg, Karl von Lothringen oder Sobiesky? Ob der Papst, der Kaiser oder dessen Minister? Nach reiflicher Abwägung all der verschiedenen Faktoren, die beim Entsatz Wiens 1683 eine Rolle spielten, fällt Verfasserin ihr Endurteil erheblich zugunsten des P. Markus. Mit der Siegestat bei Wien tritt Markus noch nicht vom christlichen Heere zurück.

Er entfaltet eine neue Tätigkeit beim Kampf um Buda, er beeinflußt die Schicksale des christlichen Heeres während zwei weiteren Kriegsjahren.

Schon als apostolischer Missionär und dann vor allem als päpstlicher Legat beim Heere trat P. Markus öfters in enge Beziehungen zum damaligen Kaiser Leopold I. Natur und Auswirkung derselben werden uns gegen Schluß des Werkes im Kapitel: « P. Markus' Verhältnis zum Kaiser » eingehend geschildert. Damit erfährt die Markusbiographie eine willkommene Erläuterung und Vertiefung.

Das Leben des großen Kapuzinerpaters findet seinen Abschluß in Wien, am 13. August 1699. Der letzte Abschnitt: « Ein seliges Sterben » unterrichtet den Leser über die Einzelheiten beim Heimgange des Gottesmannes und über die Vorarbeiten zur Seligsprechung. Im Hinweis auf diesen « größten, am tiefsten auch in die Welt- und Kirchengeschichte eingreifenden Seligsprechungsprozeß » liegt nicht zuletzt eine neue Empfehlung der Markusbiographie von M. Heyret.

Vorliegende, gedrängte Inhaltsangabe führt den Leser auf ein weitausgedehntes Feld historischer Ereignisse. Das glückliche Verweben des Kapuzinerlebens mit den damaligen Zeitgeschehnissen bildet sicher einen Hauptvorteil des neuen Markuslebens. Der Freund dieses Buches gewinnt einen tiefen Einblick in die zeitgenössische Geschichte Deutschlands, Österreichs, Frankreichs, Spaniens und der Niederlande. Sogar ein Einblick in die englische Geschichte bleibt dem Leser nicht vorenthalten.

An dieser Stelle verdienen jene zwei Kapitel besondere Erwähnung, welche den P. Markus in den Rahmen der Schweizergeschichte hineinstellen. Sie lauten: « Auf Schweizerboden » und « Vom Kriegsschauplatz zur Missionsarbeit nach der Schweiz »: Außer dem interessanten schweizerischen Reiseplan lernen wir da des Apostels segensreiche Wirksamkeit in Muri, Luzern, Freiburg und Solothurn kennen. Überdies bietet ein früheres Kapitel: « Der Gesandte Gottes » beachtenswerte Notizen zur Reformation in bündnerischen Landen. Auch der ziemlich eingehend, durch charakteristische Stichproben geschilderte literarische Streit für und gegen Markus von Aviano, größtenteils auf Schweizerboden und von Schweizergelehrten ausgefochten, dürfte nicht ohne Interesse sein. In verdankenswerter Weise hebt die Verfasserin auch die Verdienste der Schweizerischen Kapuzinerprovinz um die Markus von Aviano-Forschung hervor.

Die Behandlung eines so ausgedehnten Stoffes gereicht M. Heyret zur Ehre. Nicht weniger Anerkennung bringt ihr die kritische Methode ein, von welcher sie sich leiten läßt. Es ist staunenswert, zu sehen, wie viel Originalbriefe aus den verschiedensten Archiven hervorgeholt werden, um ein möglichst wahrheitsgetreues Markusbild zu bieten. Und diese Quellen werden zuerst einer eingehenden Prüfung unterzogen, bevor ein stichhaltiger Beweis darauf aufgebaut wird.

Lob gebührt ferner der technischen Anlage und Ausstattung des Werkes. Die acht Einschaltbilder und das Titelbild, die Gliederung in 19 Kapitel mit verschiedenen Unterabteilungen verleihen dem Buche Abwechslung und Übersichtlichkeit. Die dem Texte vorangeschickten bedeutendsten handschriftlichen Quellen, die am Schlusse nach Kapiteln geordneten

Quellenangaben und Anmerkungen und das beigefügte Namen- und Sachregister gestalten das Buch wissenschaftlich und praktisch zugleich.

Schade ist es, daß der Sprache nicht immer die gebührende Sorgfalt zuteil wird. Gewisse Verstöße gegen das deutsche Sprachgefühl und gegen die Grammatik lassen sich wohl nicht alle auf Druckfehler zurückführen. Der Fluß in der ganzen Darstellung wird ferner nicht wenig gehemmt durch die vielen in ursprünglicher Fassung zitierten Originaltexte. Vielleicht hätten sich einige etwas kürzen oder in die heutige Sprache übersetzen lassen. Bei ganz wichtigen Texten könnte man die genaue ursprüngliche Form in die Anmerkungen verweisen. Es begegnen uns im Verlaufe der Lektüre nicht wenige Texte, die für manche schwer verständlich sind. In einem Buche, das sicher für weite Kreise bestimmt ist, dürfte diese Anregung nicht ganz unbeachtet bleiben.

P. *Benedikt Zöllig* O. M. Cap.

---

**Beckmann Johannes**, Prof. et Dr. theol., **Die katholische Missionsmethode in China in neuester Zeit** (1842–1912). Geschichtliche Untersuchung über Arbeitsweisen, ihre Hindernisse und Erfolge. XVI-202 SS. Immensee (Schwyz) 1931. Verlag des Missionshauses Bethlehem. Kart. 9 Fr.

Zweifelsohne eine wackere Tat auf dem Feld der Missionsmethodik! Es ist überhaupt der erste Versuch, in diesem Gesamtumfang der Methode einer der bedeutendsten Missionen der Gegenwart auf geschichtlich-wissenschaftlichem Wege nachzugehen. Mit der Zeitspanne 1842–1912 (Vertrag von Nanking bis zum Sturz der Monarchie) greift uns zudem der Autor die für seine Fragestellung instruktivste Periode heraus, gerade jene Zeit, in der die chinesische Missionsmethode aus ihrem lethargischen Zustand der Christenpastoration sich über enorme Hemmnisse und Wandlungen bis zur gegenwärtigen Arbeit an der Heidenbekehrung fortentwickelt hat. Die wirren und riesenhaften Stoffe, die sich in der Realität naturnotwendig meist durchdringen und überschneiden, hat Beckmann in seinen vier Kapiteln auf folgende gemeintypische Linien gebracht: Allgemeine Schwierigkeiten und Behebungsversuche, der missionarische Arbeitsträger, die missionarischen Anlockungs- und Bekehrungsmittel und endlich der Bekehrungsabschluß mit Einführung ins christliche Leben.

Als wesentlichste Hemmnisse der Missionierung Chinas führt das erste Kapitel zwei Faktoren auf: Mangel an Einheit und die europäischen Missionsprotektorate. Die einzelnen missionsgenossenschaftlichen, hierarchisch-jurisdiktionellen und staatspolitischen Verwicklungen werden ziel-sicher vom missions-methodischen Standpunkt aus gemeistert, gewähren aber doch die notwendigsten und wesenhaftesten historischen Zusammenhänge. Hingegen die ausschließliche Behandlung der Protektorate unter den Missionshemmnissen kann leicht zu einer falschen Schau und objektiven Verzeichnung führen. Abgesehen freilich von vielfacher unerwünschter Aufdrängung des Protektorates, wurde die europäische Schutzmacht doch von der Mission zu oft befürwortet und in Anspruch genommen — eine

Tatsache, die nur dann klar und unvertuscht gesehen wird, wenn die Protektorate auch unter den Missionsmitteln (allerdings verhängnisvollen!) zur entsprechenden Darstellung kommen. Unter den missionarischen Arbeitsträgern zeigt Beckmann im zweiten Kapitel den europäischen Missionär, den einheimischen Klerus und die übrigen eingebornen Hilfskräfte (Katechisten, Jungfrauen, Christen) in ihrer Bedeutung, Ausbildung, Wirksamkeit und ihren Erfolgen. In heiklen Fragen (z. B. einheimische Hierarchie, überhaupt einheimisches Missionssubjekt) werden die Pro und Contra sachlich gegeneinander abgewogen, und ist es dem Autor nicht immer gelungen, ein ausgeglichenes, scharf umzeichnetes Urteil aufzustellen, so ist das vielfach in der unabgeklärten Sachlage selbst begründet. Das Riesenmaterial der verschiedensten Missionsmittel wird im dritten Kapitel geordnet und übersichtlich auf einige Grundtypen zurückgeführt — in der disponierenden Führung lehnt sich der Autor im Wesentlichen an die klassischen Richtlinien seines Lehrers an (Schmidlin, Kath. Missionslehre im Grundriß). Die Katechismusschulen würden allerdings unter den direkten Missions-Mitteln eine konnaturalere Einbauung erfahren; konkret geschaut sind sie die Heidenpredigt an die Kinder und gehören nur dem Namen nach unter die Schulen. Diese dispositionelle Umstellung würde übrigens auf gleicher Berechtigungsstufe stehen wie jene, wo Beckmann die Handarbeits- und Gewerbeschulen zu den wirtschaftlich-sozialen Mitteln zählt, und schüfe zudem vielleicht eine reziproke heilsame Wirkung auf die oft bunt vermengten Statistiken der Missions-Praktiker! Das letzte Kapitel über «Die eigentliche Bekehrung und ihre Mittel» bringt vor allem die verschiedenen Katechumenatspraxen in China zur Darstellung.

Ein Hauptvorzug der ganzen Arbeit liegt zweifelsohne darin, daß Beckmann die bis heute größtenteils unabgeklärten chinesischen Missionsmethoden einmal unter die beleuchtende historische Lupe gelegt — sein Werk beweist in erfreulicher Weise, daß in solchen Materien eine kritisch-geschichtliche Schau vielfach klärender und sicherer vorwärtsführt als rein theoretisch-methodische Spekulationen. Äußerst wertvoll wird dem Wissenschaftler auch der Umstand sein, daß Beckmann im Verlauf seiner Darlegungen öfters Stellung zu seinen benützten Quellen nimmt, dieselben aber auch in meisterhafter Weise zu gebrauchen weiß — es sei hier nur auf die Verwertung der einzelnen Propaganda-Verordnungen und die Missions-synoden und -handbücher hingewiesen, denen allein es oft nur gelingen kann, den Forscher durch das chaotische Konglomerat der differenziertesten subjektiven Ansichten zum sichern oder doch objektiv verlässlichsten Endurteil zu führen.

Freilich wird man in dieser Erstlingssynthese der chinesischen Missionsmethoden noch manche Frage unbeantwortet finden — man vermißt vor allem die geographisch-wirtschaftlichen, kulturellen, ethnologischen und religionswissenschaftlichen Hintergründe, die im Riesenreich der Mitte doch stark distanzierte Farben tragen (vgl. Nord und Süd, Land- und Stadt-, Landwirtschafts- und Industrieverhältnisse usw.). Oft vermag nur das konkrete Milieu Aufschluß zu geben, warum in einer gewissen Provinz eine anderswo bewährte Methode verschmäht wird, oft aber ist in der Wahl



der Methode ebenso stark mitbestimmend die aprioristische Einstellung bestimmter Missions-Obern und -genossenschaften — ein Faktum, zu dessen Beleuchtung und Erhärtung noch die äußerst mühsame, vielfach geradezu unmöglich gemachte Erforschung der einzelnen Ordens- und Kongregationsarchive notwendig wäre.

P. Franz Solan Schächli O. M. Cap.

---

**Dr. A. Müller. Geschichte des Gotteshauses Frauenthal.** Festschrift zur 700-jährigen Jubelfeier 1931.

Der Herr Verfasser, der sich als Zugerischer Geschichtsschreiber, vorab als Biograph des großen Abtes und Reformators Peter Schmid von Wettingen (1594-1633) längst einen Namen gemacht, bietet uns in der Darstellung eines Schwesterklosters von Wettingen weit mehr als eine Festschrift im gewöhnlichen Sinne des Wortes: Wir haben es mit einer aus Urkunden, Urbarien usw. wohldokumentierten Geschichte des Klosters im lieblichen Tal Unserer Lieben Frau auf der Lorzeninsel zu tun. Das vorgesetzte Ziel, « ein Bild zu entwerfen vom Leben im Kloster seit der glücklichen Periode der Gründung durch das Mittelalter bis zum Sturm der Revolution und darüber hinaus, von der Wiederbelebung, der innern Reform und der schönen Blütezeit in der jüngsten Periode », ist glänzend erreicht. Das glaubensfreudige XIII. Jahrhundert legte den Grund der Stiftung, die Edeln von Eschenbach und Schnabelburg waren deren Väter, weltentsagende Ritterfräulein die ersten Bewohnerinnen. Das nahe Kloster Kappel übernahm die geistliche Leitung, die Regel des hl. Benedikt mit der Charta caritatis des hl. Stephan bildete die Lebensnorm, das beschaulich-tätige Leben des hl. Bernhard war leuchtendes Vorbild. Die Klostersgeschichte geleitet uns durch die Jahrhunderte, die bald eine herrliche Blüte des religiösen Lebens, bald ein Erlahmen und Verwelken, besonders um die Wende des XV. auf das XVI. Jahrhundert, aufweisen. Mochte auch das Lebenslicht der Stiftung auf einige Zeit sich verdunkeln und erlöschen, so hauchte doch der göttliche Odem bald wieder neues Leben ein; die katholischen Orte zur Zeit der sogenannten Gegenreformation in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, sodann die aus dem Kloster St. Katharinal postulierten Äbtissin Anna von Fulach, sowie der Abt-Visitor Peter Schmid von Wettingen waren die erwählten Werkzeuge der göttlichen Vorsehung zur Wiederbelebung der klösterlichen Stiftung. Seither führen die Töchter des hl. Benedikt und Bernhard ihr gottgeweihtes Leben fort, nicht ohne Prüfungen der Zeitnöte, Kriegsgefahren, selbst unter Bedrückungen berufener Schutz- und Schirmherren. Mit Recht legt der Verfasser Wert auf die Darlegung der Reform. Aber auch die Wirtschaftsgeschichte, bei deren Behandlung sich der Verfasser große Reserve auferlegte, da die Quellen von dieser Seite überreichlich fließen, kommt nicht zu kurz. Der Ordensmann würde gern noch mehr über das innere Leben des Klosters erfahren. Aber man weiß, daß die Quellen über den regulären Gang des Ordenslebens als selbstverständlich wenig berichten, und die Visitationsberichte

gewöhnlich nur etwaige besserungsbedürftige Punkte berühren, aus denen sich nicht ein allgemeiner Schluß auf den sittlichen und disziplinären Stand einer Genossenschaft ziehen läßt. Für manche Leser, die sich oft vom Klosterleben ein falsches, ganz verzerrtes Bild machen, wäre ein kurzer Abriß der Ordensregel und Angabe der Lebens- und Tagesordnung erwünscht. Es möge noch die Frage erlaubt sein, ob nicht neben den Äbtissinnen manche Nonnen eine hervorragende Tätigkeit entfalteten. Erfahrungsgemäß haben bei der vielfältigen äußern Inanspruchnahme der Äbte und Äbtissinnen die Klosterpriorie und Priorinnen einen tiefergehenden Einfluß auf das asketische Leben, als die erstern.

Der Verfasser machte sich seine Aufgabe nicht leicht, wie ein Blick auf die Liste der zahlreichen benutzten gedruckten und ungedruckten Quellen zeigt; zu erstern könnten noch angeführt werden: « Regesten des ehemaligen Klosters Kappel », von Meyer v. Knonau (übrigens im Text benützt) und « Régestes de l'Abbaye de Hauterive », par P. Justin Gummy, sowie die Veröffentlichungen über das Klösterchen Au bei Steinen, im « Geschichtsfreund ». Die Behandlung der einzelnen Epochen in einem allgemeinen Überblick, der dann die Schilderung der Tätigkeit der Äbtissinnen folgt, kommt zwar der Übersichtlichkeit zugute, führt aber zu unvermeidlichen Wiederholungen. Die dankenswerte genealogische Darstellung der verwandtschaftlichen Verhältnisse der Stifterfamilie zeugt von gründlichem Forscherfleiß; da sie aber dem raschen Fluß der Erzählung Eintrag tut, möchte man sie lieber in einer Fußnote oder im Anhang sehen.

Das gleiche dürfte von den Ausführungen über die zahlreichen Besitzveränderungen gelten; so interessant sie für Näherstehende und Klosterangehörige sind, so mögen sie die Aufmerksamkeit von Fernerstehenden nicht genügend zu fesseln. Ein ganz guter Griff ist die Anfügung der Regesten von 212 Klosterurkunden im Anhang; überall, wo man sich den Druck der Dokumente nicht leisten kann, sollte man solche Regestenverzeichnisse veröffentlichen, um so bei allfälligen Verlusten wenigstens den wesentlichen Inhalt der Nachwelt zu retten. Die Ausstattung des Buches ist gut, die Illustration dankenswert.

Bei einer so umfassenden und minutiösen Arbeit ist es nicht verwunderlich, daß etwelche Versehen einfließen.

(S. 32). Die Äbtissin Ita I. ist nicht so unbekannt; sie war die Tochter des Ritters Burkhard von Unspunnen, Gemahlin des Edlen Rudolf von Wädenswil (s. HBLex., Art. Unspunnen und zitierte Literatur). Die vielumstrittene Frage über die Conversen (S. 37) wird auch anders gelöst. Nicht ganz richtig ist, daß der Zisterzienserorden, *im Gegensatz* zu den schwarzen Benediktinern, am Eigenbetrieb der Güter festhielt (S. 45, Anm.) Im Benediktinerorden (wovon die Zisterzienser ein Zweig sind) nahm der Wirtschaftsbetrieb ganz den gleichen Gang. Wenn S. 76 auf das schreckliche Ende des Ulrich Trinkler hingewiesen wird, möchte es lieber gleich angeführt werden, statt dem unkundigen Leser Rätsel vorzulegen. Mit der « fraglichen » Verwaltung der Vögte, die « übel gehaushaltet », stimmt das nachfolgende milde Urteil nicht ganz (S. 91 ff.). Dazu kommt ein hübsches Trüppchen von Druckfehlern. S. 138, Zeile 5, ist statt « Zug » zu lesen « Zürich ». Auffallend ist die wechselnde Orthographie « Cistercienser, Cisterzienser, Zisterzienser ».

Doch diese kleinen Schönheitsfehler tun den Vorzügen des Ganzen keinen Eintrag. Das Werk ist nicht bloß eine schöne Jubelfestgabe, sondern eine willkommene Bereicherung der Detailforschungen im Gebiet der schweizerischen Kirchengeschichte. Es berechtigt zur Hoffnung, daß wir noch manche reife Garbe vom verehrten Verfasser zu erwarten haben.

P. F. Segmüller, O. S. B.

---

**O. Farner, Das Zwinglibild Luthers.** (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte, H. 151.) 27 S. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1931.

Die hübsche Studie ist die Antrittsvorlesung des Privat-Dozenten für Kirchengeschichte an der Universität Zürich. Die Darstellung mußte auf gelegentliche zerstreute Äußerungen Luthers aufgebaut werden und gibt, ganz der Themastellung entsprechend, nicht etwa eine unmittelbare positive Wertung von Zwinglis Persönlichkeit. Das Grundmotiv von Luthers Urteilen über Zwingli, die teilweise, aber sicher nicht gesamthaft, schief sind, bildet der bekannte Gegensatz beider Reformatoren in der Abendmahlslehre. Mit Recht weist der Verfasser aber darüber hinaus auf die Verschiedenheit des Charakters beider hin: wie Luther von Sündenpessimismus und Minderwertigkeitsgefühlen erfüllt ist, Zwingli aber von Optimismus bestimmt wird, wie Luther daher in Zwinglis Haltung den Ausfluß eines «hochgespannten Geltungsbedürfnisses» erblickt. Dabei haben alte Stammesgegensätze zum Schweizer eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt, besonders in Hinblick auf Zwinglis politische Wirksamkeit. Gegenüber Luthers negativer Kritik bleiben seine günstigen Urteile von bescheidenem Ausmaß. Es ist schließlich auch nicht verwunderlich, wenn Luther in Zwinglis Untergang das Gericht Gottes sieht. Daß ihn aber die Niederlage des schweizerischen Reformators zugleich tief bedrückt hat, zeigt, wie Zwinglis Charakterbild bei Luther durchaus nicht eindeutig ist, was vom Verfasser gewiß mit Recht hervorgehoben wird.

Wenn der Verfasser S. 7 meint, daß «wir Heutigen wieder beginnen, die überraschend weitgehende Übereinstimmung beider (Luthers und Zwinglis) zu sehen», so liegt hierin wohl ein Zugeständnis an augenblickliche theologische Strömungen. Historisch gesehen ist das Trennende aber von weit stärkerer Wirkung gewesen als das Einigende. Für die Beantwortung der Frage, wie die Gegensätze beider Reformatoren von ihrer Umwelt, der protestantischen wie katholischen, empfunden und beurteilt worden sind, bleibt der lokalen Forschung noch ein weiter Spielraum übrig. (S. 7, Z. 4 v. o.: lies Zwingli st. Luther, S. 9, Z. 8 v. o.: Tätigkeit.)

O. Vasella.

---

**Bernhart Joseph. Sinn der Geschichte. —**

**Obermaier Hugo. Urgeschichte der Menschheit.** 1. Bd. der Geschichte der führenden Völker. Herder, Freiburg i. Br. 1931. Broschiert 10 M., in Leinwand 12 M., in Halbfranzband 14.50 M.

*Bernhart, Sinn der Geschichte.* Der Verfasser hat gleich den Kernpunkt der ganzen Geschichtsphilosophie angepackt, die Frage nach dem Sinn der Geschichte. Im Menschen lebt ein elementarer Drang, der Geschichte einen bestimmten Sinn zu geben, d. h. hinter allem Geschehen eine wirkende und auf ein bestimmtes Ziel hinstrebende Ursache zu suchen. Aber in der Aufstellung von Ursache und Ziel gehen die Geister auseinander. Die einen erklären alles durch diesseitige, der Welt innewohnende, sogenannte immanente Faktoren. Die andern anerkennen eine über der Welt liegende, transzendente sinnschaffende Ursache. Die Irrfahrten des Geistes auf den Strömungen der Lehre von der Immanenz haben manche dazu geführt, auf eine tiefere Erklärung der Geschichte überhaupt zu verzichten, stille zu stehen vor einem verzweifelten Ignoramus. Die Anhänger der Lehre von der Transzendenz sagen ungefähr so :

Der vernünftige Mensch gibt sich nicht zufrieden, wenn er, ähnlich wie er im Universum den Lauf der Gestirne und den Aufbau der Atome berechnet, auch im Universum des menschlichen Geschehens, in der Geschichte, gewisse Regelmäßigkeiten nachweisen kann, z. B. im Auf- und Niedergang der Völker, im Einfluß von Boden und Klima auf Denkweise und Gesittung, im Umschlag der Religionen vom naiven, innigsten Besitz zum skeptischen Halbbesitz, ja zum Ersatz der Götter durch den Menschen. Abgesehen davon, daß solche Gesetze wohl nachträglich annähernd regelmäßig nachgewiesen, aber nie mit mathematischer Sicherheit zum voraus berechnet werden können, wissen wir mit dem Nachweis des mehr oder weniger Gesetzmäßigen erst das « Daß und Wie », aber nicht das letzte « Warum ».

Wenn wir der Antwort auf dieses Warum näher zu kommen hoffen, indem wir beim Menschen mit dem freien Willen vom Begriff des Sittlichen ausgehen und das Spiel der weltgeschichtlichen Kräfte und Tatsachen als Hohes Lied auf die Gerechtigkeit deuten wollen, wie furchtbar werden wir da enttäuscht! In wie vielen Fällen ist die Weltgeschichte nicht das Weltgericht! Es muß noch ein letztes Gericht geben. Und das Gesetz der Tragik, dem auch das kulturelle Leben unterworfen ist, läßt uns mit grenzenloser Spannung hinaufhorchen in überweltliche Höhen, ob dort, in himmlischen Sphären, das Mißgetön und die Sehnsuchtsschreie dieser Welt in beseligende Harmonien ausklingen. Ganz klare Antwort kommt erst aus der Offenbarung. « Die Geschichte der Offenbarung wird zur Offenbarung des Sinnes aller Geschichte. » Hier erkennen wir als Sinn und Zweck aller Geschichte das « Reich Gottes ».

Wir werden Bernhart nicht gerecht, wenn wir glauben, mit ein paar Sätzen seinen Essay ausschöpfen zu können. Auch mit der Zitierung verschiedener Kapitelüberschriften kämen wir dem Wesen nicht nahe. Wir müßten schon mehrere Seiten anführen, damit der Leser wenigstens

eine Ahnung bekäme von der Art der Arbeit, damit er selber sähe, wie sehr hier Inhalt und Form zusammengehören; denn der Stil ist ungewöhnlich gepflegt, der Ausdruck sehr gewählt. Aber so gewählt auch im allgemeinen die Worte sind, so dunkel ist ihr Sinn zuweilen. Es gibt viele Stellen, die wiederholt und mit starker Konzentration gelesen werden müssen, damit ihr Inhalt klar werde. Da und dort stößt man auf neugeschaffene Wörter, die aber nicht alle glücklich erfunden sind, z. B. « Gezwung » (S. 44) oder « begrenzt » (S. 105). Aber das hindert uns nicht, Bernhart neidlos als Meister der Sprache anzuerkennen. Diese Abhandlung ist nicht übersetzbar in eine fremde Sprache, so sehr gewinnt hier oft der Gedanke an Schönheit durch die sprachliche Formulierung, ein Beweis dafür, daß richtige Kunst, wir meinen hier Sprachkunst, unübersetzbar ist und nur im Original voll gekostet werden kann. Wir glauben, Bernhart sei ebensosehr Dichter wie Philosoph; denn ein « Nur-Philosoph » hätte die ganze Gedankenreihe trockener, aber auch durchsichtiger dargelegt.

Das Bild von der Tragik der Geschichte ist zu schwarz gemalt. Der Satz: « Nie genießt ein großer Mann den Segen, den er schafft, nie ein Künstler das Werk, das er geboren » (S. 46) ist übertrieben. Ebenso einseitig ist die Behauptung über Psychologie und Psychanalyse (S. 48), die doch auch viel Gutes haben, wenn sie richtig verstanden werden. Es ist zwar richtig, daß auch bei innerweltlicher (immanenter) Sinnggebung eine grundsätzlich sittliche, ja auch religiöse Betrachtung des historischen Geschehens vorkommt (S. 82 f.), aber dann muß man doch die Anhänger solcher Betrachtungsweisen der Inkonsequenz zeihen. Wenn z. B. Lukrez geradezu darauf ausgeht, im Menschen den Glauben an göttliches Walten zu zerstören und trotzdem von einem strafenden Gewissen redet, so liegt doch der Mangel an folgerichtiger Denken zutage. Auch von neueren und neuesten Propheten mit der gleichen Tendenz gilt dasselbe. Wenn sie alles Weltgeschehen dem Einfluß eines überweltlichen Gottes entziehen wollen und dennoch mit Phrasen über Sittlichkeit hausieren gehen, auf welchem Fundament ruht da « die sittliche Achse des großen Spieles (S. 83) » ?

Ganz unbefriedigend ist das Kapitel über Sinnfrage und Offenbarung. Es bedürfte einer eigenen Abhandlung, die über den Rahmen dieser Besprechung hinausgeht, um den gegenteiligen Standpunkt gründlich darzutun. Gegenüber der Behauptung, daß alle geschichtsphilosophische Erwägung bei der Frage nach dem Sinn der Geschichte unzuständig sei und daß in diesem Punkt nur die Offenbarung uns belehre, heben wir hier einen einzigen Punkt hervor: Wir brauchen bloß vom Individuum, dem Einzel-faden im Gewebe der Geschichte, auszugehen, um durch eine einfache geschichtsphilosophische Erwägung den tiefsten Sinn der Geschichte zu erschließen. Durch den Umstand, daß der Mensch die für ihn so bedeutungsvolle Frage nach dem Sinn der Geschichte aufwirft, also nach einem logischen Element ruft, erweist er sich als animal rationale. Da nun der Mensch über sich selbst reflektieren kann, fragt er sich, woher denn eben diese ratio stamme. Er verfolgt den Stammbaum der Menschheit zurück bis zum ersten Menschenpaar, in dem zuerst unter der sinn-fälligen Schöpfung der Geistesfunke aufblitzte. Da nun Geist nicht von

Materie stammen kann, so ist für den unvoreingenommenen Denker die Existenz eines Schöpfergeistes erwiesen. Dieser Schöpfer, die Vernunft per se, hat aber sicher den Menschen nicht zwecklos in die Welt gestellt, sondern hat ihm die Vernunft gegeben, damit er ihr entsprechend lebe. Der Mensch und die Menschheit haben, weil von Gott abhängig, den Dienst Gottes zu betätigen durch vernunftgemäßes Leben. Das ist doch auch eine Erkenntnis der Geschichte als « Reich Gottes », wenn auch nicht eine so umfassende, wie wir sie durch die Offenbarung gewinnen.

Wir möchten aber den Schlußsatz über die geistreiche Arbeit Bernharts nicht mit dem polemischen Griffel schreiben. Der schönen und treffenden, ja sehr schönen Stellen, ließen sich viele anführen. Wir wollen hier den Leser, der das Buch in die Hände bekommt, beispielsweise auf zwei hinweisen. S. 84 f. findet sich eine feine Gegenüberstellung des Mönchtums im Christentum und im Buddhismus, und die Sätze, die ausdrücken sollen, daß alles Geschaffene unfähig sei, auf die Dauer zu befriedigen (S. 45), sind eine geradezu glänzende Variation des Augustinischen Wortes: *Fecisti nos, Deus, ad te et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te.*

*Obermaier, Urgeschichte der Menschheit.* Die Urgeschichte hat in den letzten Jahren riesige Fortschritte gemacht. Der Gebildete außerhalb der engeren Fachwelt wird deshalb dankbar sein für ein Buch, das ihn in allgemein verständlicher und doch wissenschaftlicher Form mit diesem Gebiet vertraut macht und auch die neuesten Forschungen berücksichtigt. Ein solches Buch ist das von Obermaier. Der Verfasser ist katholischer Priester, war Privatdozent in Wien, kam dann nach Paris und wirkt jetzt in Madrid. Sein Ruf für Urgeschichte überschreitet die Grenzen Europas. In der vorliegenden Arbeit wird die ältere Steinzeit etwas breiter behandelt als die späteren Epochen. Das ist zu begrüßen; denn erstens interessiert uns diese Zeit als Fundament der Urgeschichte außerordentlich, und zweitens ist Obermaier Spezialist im Paläolithikum. Seine Typologie der Steinartefakte ist für viele maßgebend.

Während Obermaier früher als erste Stufe die von Chelles annahm und sie in die warme Phase der letzten, dritten Zwischeneiszeit (nach der geologischen Einteilung von Penck gerechnet) verlegte, spricht er jetzt, wie andere auch, z. B. Wiegers, bereits von einer Prächelles-Stufe und reiht sie in die vorletzte Zwischeneiszeit ein. Seine jetzige Einreihung in den erdgeschichtlichen Zeitraum beruht hauptsächlich auf dem von ihm in fünfjähriger Grabung erschlossenen vollständigsten Fundplatz Europas, der Castillo-Höhle in Nordspanien. Wir können hier unmöglich alle rühmenswerten Einzelheiten hervorheben. Für eine Neuauflage wäre eine Vermehrung des Bildermaterials sehr erwünscht, wird sich aber kaum durchführen lassen ohne beträchtliche Erhöhung der Kosten. Sehr zu loben ist der Umstand, daß die Sprache überall klar, die Darstellung übersichtlich und der Stoff in diesem Rahmen sehr reichhaltig ist. Verdankenswert ist auch der Überblick über die urgeschichtlichen Stationen in den außer-europäischen Ländern. Das Buch verdient die wärmste Empfehlung.

Eine kritische Bemerkung sei uns aber nicht versagt. S. 175 f. rechnet

Obermaier für die verschiedenen Abschnitte der Eiszeit mit sehr langen Dauern, für die Eiszeit im ganzen schlägt er mindestens 500 000–600 000 Jahre vor, und für die seit dem Ende des Maximums der jüngsten Vereisung verflossene Zeit berechnet er 25 000–30 000 Jahre. Es fällt auf, daß Obermaier die Chronologie der Eis- und Nacheiszeit, die doch aufs engste mit der Frage nach dem Alter der Menschheit zusammenhängt, nur flüchtig behandelt. Nach seinen Worten könnte man annehmen, im Kreise der Geologen und Paläontologen sei man, was die gigantischen Zahlen betrifft, überall gleicher Meinung und es sei von ernstesten Fachgelehrten niemals Opposition gemacht worden. Dem ist aber durchaus nicht so. Wir gestatten uns hier ein paar Ausführungen.

Als mittlere Zahl für die Nacheiszeit in der Alpengegend hatte seinerzeit Albert Heim auf Grund der Untersuchungen im Muotadelta 16 000 Jahre angegeben. Diese Zahl wurde nun von vielen einfach herübergenommen ohne Rücksicht auf den Vorbehalt Heims, daß seine Untersuchung noch mit Fehlerquellen behaftet sei und eine Verkleinerung seiner Zahl sehr wohl möglich sei. Tatsächlich haben auch spätere größere Jahresniederschläge eine Reduktion der genannten mittleren Zahl nahegelegt, und die Untersuchungen Schneiders, konsequent nach den Ansätzen Heims ausgeführt, ergaben ein zuverlässiges Minimum von nicht einmal ganz 5000 Jahren. Nypkow untersuchte an tiefer Stelle im Zürichsee den Schlamm bis auf den Moränengrund und fand für das Postglazial als Maximum kaum 8000, als Mittel 4500–5000 Jahre.

Für den ehemaligen finnisch-skandinavischen Eisbereich sind die Studien de Geers und seiner Schule maßgebend geworden. De Geer berechnete für die Zeit vom Beginn des Eisrückzuges in Südschweden bis heute 12 000 Jahre. Er gründete seine Chronologie auf die Varventheorie. Eine Varve wäre nach ihm die Ablagerung bestimmter Tonschichten, gebildet im Laufe eines Jahres. Die Rechnung wäre also einfach: Wieviel Varven, soviel Jahre. Nun weist aber Schneider durch genaue Prüfung der Sedimentschichten nach, daß — abgesehen von verschiedenen andern falschen Annahmen de Geers — die sogenannte Varve keineswegs als absolutes Maß für das Jahr gilt, daß vielmehr durchschnittlich 3–4 solcher Varven auf ein Jahr entfallen; fand er doch Asen (ein As ist nach de Geer die Deltaaufschüttung eines subglazialen Flusses des Inlandeises, gebildet innerhalb eines Jahres), die wenigstens 5 starke, vollkommene Varven aufwiesen. Also stimmt die Rechnung 12 000 Varven = 12 000 Jahre nicht. Diese letztere Zahl muß durch 3 oder 4 dividiert werden.

Für die Nacheiszeit wird auch die Erosion des Niagara in Betracht gezogen. Taylor behauptete, daß zur Bildung der 12 km langen Schlucht, die durch Erosion des genannten Flusses gebildet wurde, 20 000–30 000 Jahre notwendig gewesen seien. Schneider aber zeigt, daß bei Berücksichtigung der verschiedensten Faktoren — z. B. war früher die ganze Wassermenge nicht auf zwei Fälle mit zusammen etwa 1200 m Breite verteilt, vielmehr stürzte dieselbe Wassermasse lange Zeit in eine durchschnittlich etwa 6 mal engere Schlucht, sodaß die Erosion beträchtlich größer war als heute — die Zahl Taylors auf weniger als 7000 reduziert werden muß.

Bezüglich der ganzen Eiszeit beruft man sich vielfach auf die Gletschererosion. Und hier zeigen exakte Forschungen, daß die Eiszeit durchaus nicht so lange gedauert haben kann, wie manche gerne glauben möchten. Beweise dafür sind die Berechnungen der Gletscherschliffe im St. Galler Rheintal, im Bündnerland, an der Grimsel usw. Auch die neueste Theorie, die mit gewaltigen Zahlen rechnet, die Theorie der Sonnenstrahlungskurve von Milankovitsch und deren Auswertung durch Heß, ist unhaltbar, wie Schneider nachgewiesen hat an der Versammlung der Geologen in Chaux-de-Fonds 1931. Wer sich um die Chronologie der Eis- und Nacheiszeit interessiert, studiere die entsprechenden Referate des oft genannten Dr. J. M. Schneider in Altstätten in den Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft aus den Jahren 1924–30, in den *Eclogae geologicae Helvetiae*, Bd. 19, 23 und 24 und in den *Archives des sciences physiques et naturelles*, 5<sup>me</sup> période, vol. 7 et 10; auf diese Quellen haben wir uns in den obigen Ausführungen gestützt. Die theologische Seite der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes behandelt derselbe Schneider im « *Divus Thomas* » (Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie), Jahrgang 1927.

Noch etwas begreifen wir bei Obermaier nicht, nämlich daß er gelegentlich (z. B. S. 184 und 254) bei Besprechung der Menschenskelette Töne anschlägt, die in die Melodie der extremen Deszendenztheorie gehören. Wir hielten dieses Problem wenigstens unter objektiven Gelehrten für abgeklärt. Es gibt doch so starke Gegensätze im Skelettbau der Menschen und Affen, daß nicht einmal die Möglichkeit einer Fortbildung des Affen zum Menschen bewiesen ist. Ja, die Unmöglichkeit dieser Entwicklung liegt so deutlich zutage, daß Klaatsch und neuestens Osborn es für nötig fanden, die sogenannten Menschenaffen überhaupt auszuschalten und zu noch nicht entdeckten, möglichst wenig spezialisierten « Uraffen » die Zuflucht zu nehmen, um irgendwie eine anatomische Möglichkeit der Abstammung des Menschen vom Affen offen zu lassen. Wenn man noch so sehr im Brustton der Überzeugung ruft: « Der Mensch ist im Tertiär, der großen Ausbildungszeit der Säuger, aus dem Vormenschen herausgewachsen » (Fritz Kern im Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 12, S. 44, bei Besprechung des Menghinschen Buches « Weltgeschichte der Steinzeit »), so ist das eben doch nur eine nirgends bewiesene Behauptung. Wir sind noch keinen Schritt weiter als Virchow, der erklärt hat: « Wir können nicht lehren, wir können es nicht als eine Errungenschaft der Wissenschaft bezeichnen, daß der Mensch vom Affen oder von irgend einem Tiere abstamme » (zitiert in König, « Allgemeine Glaubenslehre », 1910, S. 91).

Dr. P. Hildebrand.

---

**Vogt Joseph. Römische Geschichte.** 1. Hälfte: Die römische Republik. 6. Band der Geschichte der führenden Völker. Herder, Freiburg i. Br. 1932. Brosch. 9 M., in Leinwand 11 M., in Halbfranz 13.50 M.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verlages Herder, die Abfassung des ersten Bandes der römischen Geschichte dem Würzburger Professor



Vogt zu übergeben; denn dieser löste seine Aufgabe vortrefflich. Vogt schreibt ruhig, sachlich und klar. Aber trotz der Einfachheit liegt Größe in diesem Stil. Hinter der Sachlichkeit liegt eine so tiefe Durchdringung des Stoffes, eine so scharfe Erfassung des Wesentlichen, daß die Hauptlinien in der Entwicklung der römischen Geschichte mit erstaunlicher Klarheit hervortreten. Die verstandesmäßige Einstellung herrscht wohl vor, doch herrscht sie nicht allein; auf manchen Seiten, z. B. im Kapitel über Wesen und Wirken der republikanischen Verfassung oder in dem über das Problem der römischen Expansion weht eine edle, « wohl temperierte », von römischer Zucht beherrschte Begeisterung für die wahrhaftige Größe des SPQR.

Welch ein Unterschied zwischen dem in der gleichen Sammlung bereits erschienenen ersten Band der griechischen Geschichte von Berve und dem vorliegenden Band von Vogt! Dort der verkörperte, phantasievolle Grieche, hier der nüchterne Römer, dort der von jugendlichem Optimismus umstrahlte Marmorkopf des praxitelischen Hermes, hier der ganz den realen Werten nachsinnende Bronzekopf des unbekanntenen Römers aus der früheren Zeit der Republik, des sog. « Brutus ». Während Berve ohne etliche Kenntnis der griechischen Geschichte kaum recht gewürdigt werden kann, bietet Vogt dem weiteren Kreis derer, für die die « Geschichte der führenden Völker » bestimmt ist, mit praktisch-didaktischem Blick die Grundlagen der behandelten Zeit und führt zugleich mit nicht minder großem Geschick in das tiefere Verständnis und in größere Perspektiven ein. Der Lehrer, der auf Grund eines zuverlässigen, übersichtlichen Werkes ein Kompendium der römischen Geschichte von der Frühzeit bis Augustus zusammenstellen möchte, findet kaum etwas Brauchbareres als Vogt. Daß gleich auf die wirkliche Geschichte eingetreten wird und die Legenden von Romulus und Remus und andere schöne Dinge aus der Königszeit einfach wegfallen, wird man heutzutage wohl nur begrüßen.

Wenn sich Vogt auch in der Hauptsache den politischen und kriegerischen Fragen widmet, so streift er doch auch Religion, Wissenschaft und Kunst in breiten Partien mit gesundem Urteil. Wir beschränken uns in diesem Punkt hier darauf, auf die hohe Wertschätzung der philosophischen Bildungsarbeit Ciceros (S. 329) hinzuweisen. Was übrigens das Politische betrifft, so dürfte unsere im Zeichen der Demokratie stehende Zeit ein besonderes Interesse haben an der demokratischen Entwicklung Roms. Zwar hat es auch in den politischen Streitigkeiten auf dem Forum Romanum manch widerliches Parteigezänk gegeben wie heute in den Zeitungen, und im Senat ist manche hohle Phrase gedroschen worden wie in unseren heutigen Parlamenten, aber bei der objektiven Betrachtung im Abstand von 2 Jahrtausenden tritt das Unwesentliche zurück, auf das Wichtige, das Bleibende fällt das Licht der Wahrheit. Und die originelle Charakterisierung großer Männer, heißen sie nun Caesar oder Bismarck, Scipio oder Moltke, Cato oder Clémenceau, Gracchus oder Jaurès, ist immer reizvoll.

Auch die Psychologie der Masse ist aktuell. Wie mußten doch die Römer, die Adelligen wie die einfachen Bürger, nach dem zweiten punischen

Krieg sich seelisch ganz anders einstellen, als der enge Rahmen des italienischen Reiches gesprengt wurde und das schier Ungemessene des Weltreiches sich auftat, wie schwer ging es doch dem egoistischen Stadtrömer, den italischen Bundesgenossen gerecht zu werden, welche Fülle von ungewohnten Problemen warf sich dem Römer entgegen, als das politisch besiegte Griechenland Rom auf geistigem Gebiet zu überwinden drohte, welche stark verwurzelte Bodenständigkeit mußte da der römische Genius aufbringen, um seine Originalität zu wahren !

Die Wirtschaftsgeschichte kommt bei Vogt etwas zu kurz, wohl deshalb, weil für die Zeit der Republik das vorhandene Material zu spärlich oder zu wenig zusammengestellt ist. Vogt läßt die italische Frühgeschichte mit der jüngeren Steinzeit beginnen (S. 10). Doch lebten schon in der älteren Steinzeit, im Aurignacien, Menschen in Italien, wenigstens im ligurischen Gebiet, wie die berühmten Funde in den Grimaldihöhlen beweisen (Obermaier, Urgeschichte der Menschheit, S. 227). Der Ausdruck « Pfahlbauten auf festem Grund » in der Poebene (S. 10) ist unklar ; denn diese sog. Terramaren sind Pfahlbauten im *Überschwemmungsgebiet* der oberitalienischen Flüsse. Daß die Etrusker aus Kleinasien stammen, scheint nach den Ausführungen (S. 13) gegeben zu sein. Aber bei der immerhin noch bestehenden Unsicherheit in dieser Frage hätte man die gegenteilige Ansicht doch anführen können, die die Etrusker von Norden her nach Italien einwandern läßt. So bestreitet Kahrstedt (in der Besprechung des Buches « Etruskische Frühgeschichte » von Schachermeyr in den Götting. Gelehrten Anzeigen, 192. Jahrgang, Nr. 8) die Schlußfolgerungen Schachermeyrs auf die Abstammung aus Lydien. « Penates » deutet Vogt etymologisch als Götter der « Vorratskammer ». Ein Gleiches geschieht in der « Einleitung in die Altertumswissenschaft » von Gercke und Norden, II. Bd. 4. Heft, S. 72 (Aufl. 1931, besorgt von Wide und Nilsson), wo penates mit penus (Vorratskammer) zusammengestellt wird. Aber Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch, erklärt penates einfach als « im Innern des Hauses waltende Götter », indem er das Wort mit penitus « inwendig » verbindet und die Beziehung auf penus ablehnt.

Das erste Auftreten Caesars wird so geschildert, als ob Caesar von Anfang an ziemlich klar gewesen wäre in seinen politischen Plänen, die Etappen zu seinem großen Ziel und dieses selbst bereits festgelegt gehabt hätte (S. 240). Wir glauben das nicht. Zuerst war es ihm einfach um politisches Leben zu tun, und zwar suchte er sich hervorzutun, wo er am ehesten Gelegenheit hatte ; das war bei der Volkspartei, mit der ihn ja auch verwandtschaftliche Bande verknüpften. Sein letztes Ziel trat ihm erst nach und nach vor Augen.

Nach der Schilderung S. 248 f. hätte Caesar erst nach seiner Wahl zum Konsul im Sommer 60 die Unterstützung des Pompeius und Crassus gesucht und diesen bestimmte Zusicherungen gemacht, während nach Mommsen (Römische Geschichte, Bd. III, 13. Aufl., S. 209) der Abschluß des Triumvirates vorausgeht, um für Caesar das Konsulat zu erreichen. Das genaue Datum des Abschlusses des Dreimännerbündnisses läßt sich nach Ed. Meyer (Caesars Monarchie, 3. Aufl., S. 60) nicht mehr ermitteln,

doch nimmt auch Meyer an, daß Caesar bei seiner Bewerbung um das Konsulat bereits der Unterstützung des Pompeius und des Crassus sicher war, wenn auch das Bündnis formell vielleicht erst in die Zeit nach der Wahl fällt.

Um zu zeigen, wie Vogt zu charakterisieren versteht, führen wir ein paar Sätze aus seiner Betrachtung des Gallischen Krieges an. « Ihre letzte Erklärung findet diese großartige Bewältigung des Krieges in der genialen Wirksamkeit des Feldherrn. In Taktik und Strategie war er Meister, die Truppe beherrschte er mit der Zauberkraft des königlichen Menschen, er wußte die fähigen Offiziere zu selbständigen Helfern heranzuziehen und die Soldaten bis zum letzten Mann mit seinem Geiste zu erfüllen. Die Kunst der Behandlung fremder Stämme und Völker war ihm vertraut. Durch Auszeichnung der einen weckte er den Wetteifer der andern, durch schonungsloses Vorgehen gegen Widerstrebende hielt er die Untertänigen in Abhängigkeit. Durch seine persönliche Leistung wurde das Eroberungswerk zu einem Drama voll Spannung und sieghafter Kraft, so schlicht er es auch in seinen Denkwürdigkeiten erzählt hat » (S. 263). Vogt möge uns gestatten, zum Schluß ein Wort, das er von Octavian gebraucht, auf ihn anzuwenden. Er besitzt « die Klarheit des erdgebundenen Verstandes und das Pathos der Nüchternheit. »

Dr. P. Hildebrand.

---

**Gustav Krüger. Das Papsttum.** Seine Idee und ihre Träger. Zweite Aufl. 1932. VII, 159 S. Mohr, Tübingen. 4 Mk.

Ce petit volume avait paru en première édition, en 1907, dans la collection des *Religionsgeschichtliche Volksbücher*. L'auteur l'a retouché ; il y a ajouté quelques pages consacrées aux derniers pontificats, et il le publie aujourd'hui comme volume séparé. Il est superflu d'insister sur la compétence du professeur de Giessen en matière de patristique et d'histoire ecclésiastique. On sait, d'autre part, que son point de vue n'est pas le nôtre, et, tout naturellement, c'est surtout au sujet des débuts de la Papauté que les divergences apparaissent. On ne peut, déclare M. Krüger, prouver strictement, par des témoignages indiscutables, la venue de Pierre à Rome, mais on ne peut guère non plus s'empêcher de l'admettre ; et bien qu'il soit, dit-il, impossible d'établir le rôle de Pierre dans l'histoire, il avoue que la Papauté ne pouvait mieux débiter que par la figure du Prince des Apôtres. A supposer, déclare encore l'auteur, que le *Tu es Petrus* soit authentique, il n'est pas convaincu que le sens traditionnel qu'on y attache soit fondé ; mais il reconnaît qu'on ne saurait assigner de meilleur motto à l'histoire des Papes. Le « Paix mes agneaux », d'après lui, est également légendaire, ce qui ne l'empêche pas de reconnaître qu'il est peu de paroles qui contiennent autant de vérité ; aussi bien en fait-il comme le *leitmotiv* de toute son étude.

S'exprimer ainsi sur la personne de Pierre et sur les paroles du Christ, même avec ces réserves, qui sont significatives, c'est vider la Papauté de ce qui en constitue, à nos yeux, l'essentiel. M. Krüger l'envisage dès lors

comme une institution humaine, s'imposant à l'attention de l'historien, mais qui n'est peut-être pas destinée à demeurer toujours. Sur bien des points de son exposé, on le devine, nous ne saurions être d'accord. Nous n'admettrons pas, par exemple, que ce soit seulement vers l'année 170, dans la personne du pape Soter, que se rencontre le premier représentant incontestable de l'épiscopat monarchique à Rome. Il n'est pas absolument exact de voir, dans le pape Damase, « l'initiateur de la traduction de saint Jérôme qui, sous le nom de Vulgate, est devenue officielle dans l'Eglise ». Notre Vulgate, en effet, comprend principalement la dernière des versions entreprises par l'illustre exégète, celle qu'il exécuta à Bethléem, longtemps après la mort de Damase, et qui est basée sur des principes tout autres que ceux de sa première révision. Attribuer à Cluny l'initiative de la lutte contre l'investiture laïque est pour le moins contraire aux conclusions de ce spécialiste en la matière qu'est M. Fliche, et plus encore cette affirmation que « Henri IV, pauvre monarque inexpérimenté, victime des événements, se heurta aux prétentions inouïes de Grégoire VII ». (*Ein König, ein deutscher König, als Büßer... mit nackten Füßen vor dem welschen Priester*, p. 49.) M. Krüger, qui est porté à minimiser les manifestations de la primauté pontificale, n'admet pas la thèse des rapports entre l'Eglise et l'Etat telle qu'elle s'est précisée peu à peu, après des exagérations que nous n'hésitons pas à reconnaître. Selon lui, l'Eglise ne saurait être que subordonnée à l'Etat, et il n'accepte pas davantage la théorie du pouvoir indirect, telle que l'a formulée Bellarmin. Il est injuste pour Boniface VIII, et, bien que Savonarole ait dit quelque chose d'approchant, il n'est pas démontré qu'Alexandre VI « n'ait cru à rien si ce n'est au diable ». Dans saint Pie V, notre auteur envisage avant tout le pontife qui a remis en vigueur l'inquisition et excommunié Elisabeth et il ajoute qu'on l'a soupçonné de n'avoir pas été étranger aux attentats dirigés contre la « reine-vierge ». L'accusation est odieuse. Ne sait-on pas, en effet, que Pie V, mis au courant de l'assassinat projeté de certaines personnalités réformées en France, de Coligny en particulier, avait nettement protesté ? Pie IX et les infailibilistes sont mal jugés. L'appréciation portée sur l'américanisme n'est pas exacte, et également celle qui taxe de moyenâgeuses les encycliques *Aeterni Patris* et *Rerum Novarum*, ainsi que le reproche adressé à Léon XIII de n'avoir pas su s'adapter aux temps modernes.

Il y aurait d'autres inexactitudes à relever et tout au moins nombre d'affirmations qui devraient être plus nuancées. Par ailleurs, il en est que l'on rencontre avec plaisir sous la plume de M. Krüger. De certains papes il parle avec admiration et même non sans émotion. Il a pris plaisir à souligner l'importance de pontificats parfois méconnus ou mal compris. Contre Mommsen, il n'hésite pas à voir dans saint Grégoire le premier grand pape après saint Léon. Il incline à admettre que Frédéric II a réellement nié des dogmes définis par l'Eglise et taxe Wicléf d'hérétique socialiste. Prétendre que la mort de Jean Huss, dit M. Krüger, a été une violation du sauf-conduit qui lui avait été accordé pour se rendre à Constance, c'est mal comprendre la nature de cette pièce, et il ajoute que, étant données les idées de l'époque, Jean Huss, puisqu'il s'était donné comme le disciple de Wicléf,

devait nécessairement être condamné au bûcher, alors même qu'on aurait pu prévoir les conséquences de cette mort pour la Bohême. Le concile de Bâle rappelle à notre auteur les assemblées de l'époque de la Révolution française, la Terreur y comprise, et il reconnaît — bien que, de sa part, cet aveu ne veuille pas être un blâme — que, selon le mot de Léon XIII, Luther a été moins un réformateur qu'un révolutionnaire.

Dans la préface qu'il a mise à son livre, M. Krüger déclare avoir constaté avec plaisir, à plus d'une reprise, que, du côté catholique, de la part de Mgr Batiffol en particulier, on avait rendu hommage à « la bonne volonté qu'il avait mise à apprécier objectivement une des plus grandes institutions de l'histoire d'Occident ». Nous relèverons avec la même satisfaction que les conclusions des historiens catholiques, de Pastor notamment, sont maintenant prises en considération par des historiens réformés, et que, sur certaines questions, tout au moins, l'accord est sur le point de se faire entre les savants des deux confessions.

*L. Wæber.*

**Henggeler, P. Rudolf. Die Patrozinien im Gebiete des Kantons Zug.**

Eine orts- und heiligengeschichtliche Studie. 196 S. Zug, W. Zürcher, 1932.

Die Patrozinienforschung hat in letzter Zeit durch mehrere Studien eine wertvolle Bereicherung erfahren. Dr. M. Benzerath schrieb eine größere Arbeit über die « Kirchenpatrone der alten Diözese Lausanne im Mittelalter » (Freiburger Geschichtsblätter, Jahrg. 20, 1913), Pastor O. Farner, nun Privatdozent für Kirchengeschichte in Zürich, über die Kirchenpatrozinien des Kantons Graubünden (1925), Dr. R. Frauenfelder über diejenigen im Gebiet des Kantons Schaffhausen (Beitr. z. vaterl. Gesch. Schaffhausen, II, 1929). Wie der Verfasser der vorliegenden Studie über das Zugergebiet richtig bemerkt, wäre es erwünscht, die Patrozinien nicht nach kantonalen Grenzen, sondern nach kirchlichen Sprengeln zu erforschen, aber das Bistum Konstanz, zu dem auch der Kanton Zug gehörte, war zu umfangreich, besonders wenn man so gründliche Arbeit leisten will, wie sie hier der gelehrte Stiftsarchivar, P. Rudolf Henggeler, über seinen Heimatkanton bietet. Er hat die Mühe nicht gescheut, von Kirche zu Kirche zu gehen und an Ort und Stelle in den Pfarr- und Jahrzeitbüchern Aufschlüsse über Kirchen und Altäre zu suchen. Daß es sich lohnte, zeigt dieser inhaltsreiche Band von 196 Seiten.

Der erste enthält einen geschichtlichen Überblick über die Entstehung und die Schicksale der einzelnen Kirchen und bietet eine gute Ergänzung zu Nüschelers Gotteshäuser der Schweiz, Dekanat Cham (Geschichtsfreund, Bd. 40, 1885). Auf dieser Unterlage, die eine willkommene Bereicherung des Stoffes enthält, baut sich der zweite Teil über die einzelnen Patrozinien auf. Ihre systematische, übersichtliche Einteilung nach Kategorien (Titel-, Engel-, Marien-, Apostelpatrozinien) und nach der Herkunft (altchristliche, römische, fränkische, alemannische, morgenländische, nachreformatorische Heilige) ermöglichten wertvolle Schlußresultate. Die Christianisierung kam darnach für diese Gegend hauptsächlich von Westen, nicht von Süden ;

maßgebender Einfluß geht von geistlichen Stiftungen und ihren Filialkirchen im Zugerland aus, so von der Fraumünsterabtei Zürich, den Klöstern Kappel, Einsiedeln, Schännis (St. Gallen), St. Blasien im Schwarzwalde. Mit der Machtentfaltung der Eidgenossenschaft durch die Burgunderkriege setzt in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts eine intensivere Bautätigkeit von Gotteshäusern mit regerem religiösem Eifer ein. Nicht nur für die Heiligen-, Kloster- und Kirchengeschichte, sondern auch für die politische, Kunst- und Kulturentwicklung hat die vorliegende Forschung ihre Bedeutung; sie bietet auch Einblicke in das religiöse Leben des Volkes.

Am Schlusse steht ein ausführliches Verzeichnis der Quellen und Literatur; nach welchen Gesichtspunkten es angeordnet wurde, ist nicht leicht ersichtlich. Da die Arbeit zunächst in den Zuger Heimatklängen erschien, mußte auf die Fußnoten verzichtet werden; schade, denn für manche gute Angabe hätte man Fingerzeige erhalten können; dadurch wäre die schöne Leistung für den Wissenschaftler noch wertvoller geworden.

*Wilh. J. Meyer.*

---

**Mösch Joh. Die solothurnische Schule in ihrem Auf- und Ausbau.** Olten, Walter. (98 Seiten).

Ein treffliches Werklein, ein gutes Stück Spezialgeschichte ist diese Monographie über das solothurnische Schulwesen bis 1840. Der durch eine Reihe gründlicher Forschungen über Kirchen-, Armen- und Schulwesen in Solothurn rühmlichst bekannte hochw. Verfasser macht sich seine Sache nicht leicht; er geht überall den verborgenen Quellen nach, die oft recht schwer aufzuspüren und auszugraben sind. Sie fließen ziemlich spärlich für die ältesten Zeiten, sie versagen bis ins hohe Mittelalter fast ganz, wenn man nach eigentlichen Volksschulen fragt; denn die vorhandenen Schulen waren Vermittler höherer Bildung. Dagegen erscheinen in den Quellen zu Anfang des XVI. Jahrhunderts (1516) die Anfänge einer eigentlichen Volksschule; freilich ist damit nicht gesagt, daß sie nicht schon früher einsetzten, wenigstens als Keime und erste Versuche.

Schon im XVII. Jahrhundert kam auf je 600 Seelen eine Volksschule, ein Verhältnis, wie es sich damals wohl selten zeigte. Der geschichtliche Verlauf zeigt auch unwiderleglich, daß wie überall, so auch im Kanton Solothurn, die Schule eine Tochter der Kirche ist, die sie liebevoll hegte und großzog, daß somit die verlangte Einflußnahme auf Schule und Erziehung ein wohlerworbenes, ja angestammtes Recht der Kirche, eine « ultramontane Anmaßung » ist, wie gewisse Leute selbstbewußt behaupten. Was die Lektüre der Broschüre überaus anziehend und lehrreich gestaltet, ist die Darlegung nicht bloß des äußern Verlaufs im Auf- und Ausbau der Schule, sondern auch der Unterströmungen, welche auf das Schulwesen bald fördernd, bald hemmend, oft richtunggebend einwirkten, die Charakterisierung des Geistes, welcher in verschiedenen Perioden die Schule beherrschte, die Schilderung der Aristokratenkreise in der Ambassadorenstadt, des

Absolutismus und der Aufklärung im XVIII. Jahrhundert, sowie des glaubensfeindlichen Liberalismus, der schrittweise sich der Schule zu bemächtigen und sie als Vorspann für seine Ziele zu benützen wußte. Daneben werden die opferfreudigen Dienste der Kirche und ihrer Organe für Schule und Volksbildung ans Licht gestellt, und der Welt Dank, den sie wie anderwärts dafür erntete. Auch auf diesem Gebiete erwahrt sich das Wort: Die beste Verteidigung der Kirche ist ihre Geschichte.

Sachlich ist wohl wenig auszusetzen. Formell möchte man einige schwerfällige und unklare Stellen verbessert (z. B. S. 42, Mitte: seine (?) Kinder). Zu bemerken ist, daß Chrodegang von Metz (S. 12) keine Regel verfaßte, sondern nur eine Haus- und Lebensordnung für seine Kanoniker in Anlehnung an die Regel des hl. Benedikt. Schwerlich läßt sich nachweisen, daß Beinwil (S. 13) im XI. Jahrhundert eine Schule hatte; so wenig wie Einsiedeln, stand es damals auf der wissenschaftlichen Höhe von St. Gallen und Reichenau. Für Felix Hemmerlin wäre eine kurze Angabe seiner Zeit und seines Wirkens erwünscht, weil diese Persönlichkeit kaum allen Lesern bekannt sein dürfte.

Es ist sehr zu wünschen, daß der hochw. Herr Kanonikus Mösch seine Schulgeschichte bald fortsetzt, wie er im Vorwort in Aussicht stellt, der Dank des Publikums wird nicht ausbleiben.

*P. Fridolin Segmüller.*

---

## † Dr. phil. JOSEF STUTZ

Bezirksschullehrer in Muri.

---

Vor kaum 2 Jahren erschien in dieser Zeitschrift eine hübsche Studie: «Felix V. und die Schweiz (1439–49).» Es war die Doktordissertation von Josef Stutz. Und heute zwingt uns ein bitteres Geschick, ihm bereits den Nachruf zu schreiben. Auf einem während der Osterferien unternommenen Ausflug nach Genf ist Josef Stutz am 17. April das Opfer eines schweren Motorradunfalls geworden. Nur 4 Tage später ist er den erlittenen Verletzungen erlegen.

Dr. Josef Stutz ist 1901 in Islisberg (Aargau) geboren, trat im Herbst 1917 ins Gymnasium zu Einsiedeln ein und schloß 1924 die Gymnasialstudien mit der eidgenössischen Matura ab. Innere Zweifel über seinen Beruf überwand er nach mehrjährigem Theologiestudium in Luzern und in Rom und begann im Herbst 1927 das Universitätsstudium in Freiburg i. Ue. als Student der philosophischen Fakultät. Von Anfang an widmete er sich in zielbewußter Weise dem Studium der historischen Fächer und es gelang ihm daher auch, schon im Sommer 1929 seine Ausbildung an der